

experimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

februar 2012

Die Uhr des Präsidenten

JUTTA SCHUBERT AHMED TONI FRITZ REUTEMANN LUIGI MUTO EVELYN VON WARNITZ
JUDITH FALLER SELIM ÖZGÜR CARLO BORDINI CHRISTEL WAGNER NILUFER LESCOUET
JOHANNA VON ACH CARLO BORDINI MARTINA KÖHLER GANNA-MARIA BRAUNGARDT
NATALJA KLJUTSCHARJOWA

Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - Institut für Kreatives Schreiben - www.inkas-institut.de



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

während Sie das Editorial der eXperimenta lesen, sterben in diesem Augenblick irgendwo auf der Welt Menschen an Hunger, Krankheit oder sind zu Opfern eines Krieges geworden.

Eine „Scheißwelt“ ist das!

Dabei könnten wir auf diesem Planeten doch ein schönes Leben führen. Keine hungernden Menschen, keine Menschen, die an Seuchen sterben, keine Menschen, die durch Kriege um ihr Leben kommen.

Die Realität aber ist eine andere: „Zwischen Salzgebäck und Bier“ erleben wir jeden Abend zur gleichen Sendezeit live, wie Menschen um ihr Überleben ringen. Da gibt es eifrige Kommentator(inn)en, die möglichst nahe am Geschehen das Grauen dokumentieren.

Warum ist das so? Ganz einfach: Solange es wenige Menschen gibt, die den Rachen nicht voll genug bekommen, werden auf der anderen Seite viele Menschen sterben, hungern oder verdursten müssen.

Was aber können wir ändern? Wir brauchen verantwortungsbewusste Politiker(innen), die den Mut haben, Dinge anzupacken, die andere liegen lassen. Wir brauchen auch kompetente Manager(innen) in der Wirtschaft, die dazu in der Lage sind, Arbeitsplätze zu erhalten und neue zu schaffen.

Irgendwo habe ich einmal den Satz gelesen: „Es finden keine Revolutionen mehr statt, weil das Fernsehprogramm zu gut ist“. Das stimmt nicht ganz, denn über die Qualität des Fernsehens lässt sich streiten.

Aber sagen wir es so: Heute geht niemand mehr auf die Straße, um für eine gute Sache zu demonstrieren. Es ist doch viel bequemer, vor dem Fernseher liegen zu bleiben.

Was können wir tun? Aufmerksam sein, uns mit Gleichgesinnten vernetzen, miteinander teilen. So, wie das unsere arabischen Freunde gemacht haben und immer noch tun!

Herzliche Grüße

Rüdiger Heins

www.ruedigerheins.de

Inhalt

Editorial

Rüdiger Heins _____ 3

Inhalt _____ 5

Jutta Schubert

Die Uhr des Präsidenten _____ 6

Evelyn von Warnitz

Menschlichkeit in unserer Gesellschaft

Loyalität _____ 18

Aus dem INKAS Institut

Studium Creative Writing _____ 20

Impression _____ 22

Joachim Mols

Einführung Endstation Russland _____ 23

Natalja Kljutscharjowa

Endstation Russland _____ 24

Interview

Ganna-Maria Braungardt

Die Kunst der Übersetzung _____ 31

Judith Fallert

Interview mit Selim Özgür _____ 34

Selim Özgür

Ich habe einen Jungen gesehen _____ 40

Christel Wagner

Am Fenster _____ 43

Aus dem INKAS Institut

Die Kunst des Erzählens

Schreibwoche auf Teneriffa _____ 46

Interview

Nilufer Lescouet _____ 48

Johanna van Ach

Vom Zorn der Jugend _____ 51

Fritz Reutemann

Kein Erbarmen für Dissidenten _____ 53

Ein übler chinesischer Witz _____ 54

Die Galerie

Luigi Muto _____ 56

Wettbewerbe und Stipendien _____ 58

Carlo Bordini

Ma noi mangiamo carne _____ 62

Impressum _____ 70

Leser(innen)brief

Liebe eXperimenta Redaktion,

Am 9.2. findet in Aachen ein Prozess gegen zwei holländische Journalisten statt. Die beiden haben einen ehemaligen holländischen SS-Schergen ausfindig gemacht, der, inzwischen neunzigjährig, in einem Altersheim auf der deutschen Seite, ganz in der Nähe der holländischen Grenze lebt. Der hat sich nach dem Krieg dorthin abgesetzt und hat dort unbehelligt all die vielen Jahre gelebt. Er hat ca. 60 Personen in Konzentrationslager geschickt, von denen nur zehn zurück kamen und hat zahlreiche Zivilisten einfach willkürlich erschossen. Die beiden Journalisten wollten einfach nur mal fragen, wie er denn heute damit umgeht, ob es ein Bereuen gibt. In Holland ist es Journalisten erlaubt, verdeckt zu filmen und das Material zu senden, in D bekanntlich nicht. Das taten sie aber, als sie endlich, nach vielen Abwehrversuchen, zu dem SS-Mann durchgekommen waren. Ganz Holland hat seine Aussagen wie: er bereue nichts, es sei doch Krieg gewesen, Befehl ist Befehl, etc. gesehen. Das ganze Land ist in Wallung.

Jetzt wird den beiden holländischen Journalisten in Aachen der Prozess gemacht, wegen der verdeckten Filmerei. Ihnen droht Geldstrafe, die sie verweigern werden zu zahlen. Sie wollen in Haft gehen. Das Thema wird in Deutschland totgeschwiegen. In Holland ist ein wahrer Hype ausgebrochen. Die Aachener Polizei befürchtet einen braunen Aufmarsch, und wahrscheinlich soll deshalb das Schweigen darüber gelegt werden. Wie kann das Gericht da nur entscheiden?

Was meint Ihr?

LG Daniela

Jutta Schubert

Die Uhr des Präsidenten

Um dreiundzwanzig Uhr dreizehn erreichte ihn aus dem Radio die Meldung seines Todes. Sein Blick fiel in diesem Moment unwillkürlich und erschrocken auf die Wanduhr, die ihm schon seit Jahren zu laut tickte. Immer wieder hatte er den Gedanken gehabt, sie fortschaffen und durch eine moderne, digitale Uhr ersetzen zu lassen, möglichst eine Weltzeituhr, so dass er vom Schreibtisch aus auf einen Blick alle Zeiten auf der Erde gleichzeitig vor sich gehabt hätte und damit das Gefühl, die Welt zu beherrschen, denn immer war es ihm vorgekommen, als herrsche der über die Welt, der die Zeit der Menschen kontrollieren konnte. Es hatte ihm in all den Jahren eine ungeheure Beruhigung verschafft, genau zu wissen, wann die Börse in Tokio schloss und in New York eröffnete, er hatte sich das täglich telefonisch durchgeben lassen, aber das waren immer nur ungenaue Auskünfte gewesen, auf die er sich niemals wirklich ganz verlassen konnte. Dennoch hatte es ihm ein körperliches Wohlgefühl vermittelt, zu wissen, wann sein Geld wo für ihn arbeitete und wann es sozusagen schlief.

Er konnte zunächst nichts anderes tun, als weiter auf die Uhr zu sehen, die ihren Sekundenzeiger quälend langsam, wie es ihm vorkam, aber stetig vorwärts schob. Die Uhr war ein Geschenk, vermutlich hatte er sich deshalb bisher nicht von ihr getrennt, das Geschenk des Mannes, der sein bedingungsloses Vertrauen gehabt hatte, den er für seinen Freund, den einzigen wirklichen Freund gehalten hatte, was natürlich ein Irrtum gewesen war, sein Irrtum, für den er ihn allerdings hatte bezahlen lassen. Er hatte ein Staatsbegräbnis für ihn angeordnet, acht Jahre war das nun her, er hatte ihn jenseits des Parks in einem Ehrengrab beisetzen und an hohen Staatsfeiertagen sein Grab unter

Jutta Schubert wurde 1959 in Wiesbaden geboren, wo sie heute wieder lebt. Sie arbeitet als freie Schriftstellerin, Theaterregisseurin und Dozentin für kreatives Schreiben. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Theaterstücke, die im In- und Ausland gespielt werden, verlegt beim Theaterstückverlag Korn-Wimmer in München sowie Erzählungen. Sie erhielt zahlreiche Stipendien, u.a. das Paul-Maar-Stipendium, Stipendium des Künstlerdorfes Schöppingen/Münsterland, Stipendium des Hessischen Kultusministeriums und des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg. Zuletzt erschien ihr Gedichtband „Unter dem Haus das Meer, Venedig-Gedichte“. Weitere Informationen: www.schubert-jutta.de

zahlreichen Kränzen verschwinden lassen. Er ärgerte sich darüber, dass er ausgerechnet in dieser Minute daran denken musste, und er schob den Gedanken weg, während er beobachtete, wie der schmale goldene Sekundenzeiger endlich über den großen goldenen Zeiger mühelos und geräuschlos hinwegglitt und dieser mit einem kleinen Ruck einen Strich weiter sprang. Dreiundzwanzig Uhr vierzehn, dachte er und atmete tief aus. Er hatte das gesehen und also konnte es nicht sein, dass er tot war.

Er ging zum Radiogerät hinüber, das auf einem Wandvorsprung unterhalb der Uhr stand, und aus dem nun ein nicht abreißender Schwall jubelnder Menschenstimmen zu hören war. Er hatte nach dem Verkünden der Meldung nicht mehr wahrgenommen, was in den anbrechenden Lärm hinein noch gesagt worden war, aber er wollte das auch nicht wissen und drückte den Ausschaltknopf.

Unter dem Balkon vor den großen Fenstern, deren Vorhänge jetzt zugezogen waren, hörte er, wie sich die Menschen versammelten. Es musste eine große Volksmenge sein, so groß, wie er sie für die Frühjahrsparaden und die Herbstansprachen auf dem Platz hatte aufmarschieren lassen, ein Gedanke, bei dem sich etwas in ihm schmerzlich zusammenzog. Er konnte durch die geschlossenen Scheiben Sprechchöre hören, aber er verstand kein Wort. Hinter dem dichten Samt der Vorhänge war er auf eine weiche Weise geschützt vor der aufschäumenden und lange aufgestauten Aggressivität der Leute und ihrer



Martina Köhler

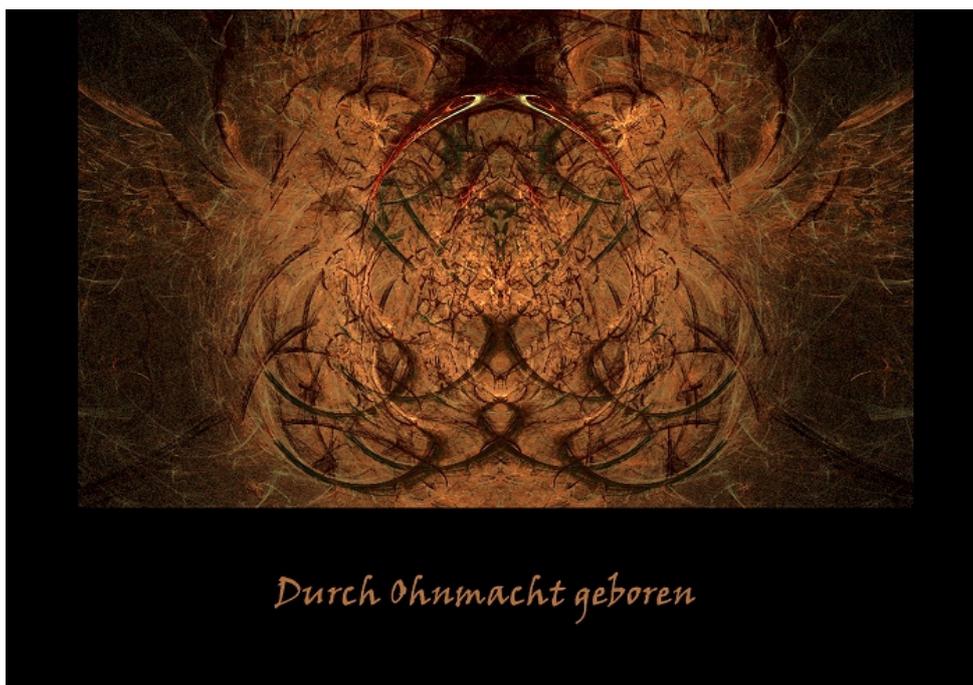
Martina Köhler, *1962, Berlin.
Die Künstlerin bedient sich der unterschiedlichsten Medien, wie digital Art, Malen, Fotomontagen und dem Schreiben, um sich auszudrücken. Zu sehen unter: www.martinakoehler01.jimdo.com

unkontrollierbaren Freude, Gefühlen, vor denen er sich zeitlebens gefürchtet hatte. Er stand starr, wagte keine Bewegung, atmete flach und versuchte, sich auf das Geschehen draußen zu konzentrieren. Dass sie sich um diese Zeit, mitten in der Nacht, sofort nachdem die Durchsage im Radio gekommen war, versammelten, hatte nichts Gutes zu bedeuten. Er kannte das Gefühl, das ihn jetzt beschlich so genau, als habe er das alles schon einmal erlebt, und obwohl er sicher war, ganz allein im Raum zu sein, spürte er auf einmal jemanden, der hinter ihm stand und ihm über die Schulter sah, und er wagte nicht, sich umzudrehen. In Alpträumen, aus denen er schweißgebadet erwacht war, hatte er sich so hier stehen sehen, die Volksmasse, wie sie näher und näher auf die Mauern, die Tore zu schwamm gleich einem auflaufenden Meer, das ihn zu ertränken drohte, und er war aus diesen immer wiederkehrenden Träumen viele Male beim Erwachen wie ein Kind in einen schönen Gedanken geflohen, in die Jagdsaison, die unbeschwerten Abende auf dem Gut, in das Gefühl, das er in seinem Körper herstellen konnte, wenn er auf diesen Balkon hinausgetreten war, um vor dem Volk zu sprechen. Auch jetzt wollte er versuchen, in einen schönen Gedanken zu fliehen, er schloss die Augen, aber sein Kopf war leer, schon seit dem Abendessen, das er allein im unteren Salon eingenommen hatte, verfolgte er mit einer Anspannung, die seinen ganzen Körper erfasst hatte, die Radioberichte und seither war sein Kopf ihm wie ausgehöhlt vorgekommen. Er hatte augenblicklich Anweisung gegeben, dass der Hubschrauber aufgetankt und seine wichtigsten Sachen gepackt würden, sofort, aber er konnte nicht kontrollieren, was in dieser Hinsicht unternommen worden war. Seit mehr als zwei Stunden wartete er nun hier, in diesem Zimmer, in dem er nichts mehr zu tun hatte, in dem er, wenn er es recht bedachte, niemals etwas zu tun gehabt hatte, als durch die Fenster



Martina Köhler

hinaus auf den Platz zu sehen, oder mit den Architekten um das Modell des gesamten Gebäudekomplexes, das mitten im Raum aufgebaut war, immer wieder herumzugehen und den Fortgang der Arbeiten zu besprechen. Es hatte ihm ein beruhigendes Gefühl gegeben, in einem Haus zu leben, das noch im Bau war, das sich in alle Himmelsrichtungen immer weiter vergrößerte und dem seine repräsentative Ausstrahlung anzusehen, ja spürbar anzumerken war, und dass sich hinter den Gebäuden der weite Park erstreckte, der ihn von den schnellfüßigen, wirren Menschenmassen trennte, die dahinter ihren Gewerben und ihren Ameisenleben nachgingen. Er war immer froh gewesen, dass ihm dieser Anblick erspart geblieben war. Von Kindheit an hatte er sich inmitten großer Menschenansammlungen unwohl gefühlt, hatte gerne abseits und am liebsten ein wenig erhöht gestanden, schon, um von ihnen nicht erdrückt zu werden, und um den Überblick über sie zu behalten. Er zuckte erschrocken zusammen, als in diesem Moment die Wanduhr mit einem Gong vernehmen ließ, dass es dreiundzwanzig Uhr fünfzehn geworden war, zu jeder Viertelstunde erfolgte ein solcher Gong, und auch deshalb hätte er sie längst schon fortschaffen lassen sollen. Gleichzeitig klingelte eines der Telefone auf dem leeren Schreibtisch, dem einzigen Möbelstück in diesem sonst kahlen Raum, außer dem Schreibtischstuhl dahinter, auf dem er nur selten und immer ungern gesessen hatte, denn man sank zu tief in sein zu weich gepolstertes Leder und musste sich an den Goldknauflehnen hinauf stemmen, um das Gefühl zu haben, auf richtiger Höhe zu sein, um den Überblick zu behalten. Er fuhr herum und startete die Telefone an. Es war das Graue, eine kleine Blinklampe am Gerät zeigte den Anruf an - das Graue, das nur in den äußersten Notfällen in diesem Raum hätte klingeln dürfen und das tatsächlich, soweit er sich erinnern konnte, hier niemals geklingelt hatte. Sein erster Impuls



Martina Köhler

war, hinzuspringen, nicht, um es abzuheben, sondern um es mit einer Berührung zum Schweigen zu bringen, es zu veranlassen, unter gar keinen Umständen weiter zu klingeln, um nicht etwas auszulösen, das außerhalb seiner Kontrolle war. Doch er konnte es einfach nur aus sicherer Entfernung anstarren. Es klingelte beharrlich, während draußen der Lärm der Masse anschwell und, wie ihm schien, näher kam. Er hatte sich in diesem Raum eingeschlossen, und wenn jemand ihn noch erreichen wollte, der ihn jetzt, nach der Meldung nicht für tot hielt, so konnte er es nur auf dem Weg über das Telefon tun. Aber wer sollte ihn hier vermuten? Er stand mitten im Zimmer, in dem Raum, in dem er vor sechzehn Jahren begonnen hatte, dieses Land zu regieren, im Herzen des Gebäudekomplexes, den er für sich und seine Frau hatte errichten lassen, und der ja längst nicht fertig war, der niemals fertig werden würde, so wie er geplant war, aber das wusste nur er, sein ganzes Leben lang und auch noch weit darüber hinaus, sollte an diesem ungeheuerlichen Palast weitergebaut werden, er wäre niemals vollendet worden, denn wenn das Haus fertig ist, das hatte seine Mutter immer gesagt, dann zieht der Teufel ein. Nun aber, dachte er mit einer plötzlichen Traurigkeit, die selbst seine Angst überschattete, wird wohl niemand daran weiterbauen. Sie werden durch diese Räume gehen und alles anfassen, die großen Spiegel, die Tapeten und Teppiche, sie werden alles schmutzig machen, sie werden sich ihre verschwitzten Hände an den Vorhängen abwischen und ihre in meinen Küchen fettig gewordenen Münder, sie werden sich die Ärsche abwischen an meinen Brokat- und Samtstoffen, sie werden mein Parkett zerkratzen mit ihren Straßenschuhen, sie werden alles nassspucken und nasspinkeln und nassweinen, dieses sogenannte Volk mit seinen ungehobelten Manieren, das ich mir zeitlebens habe fernhalten können, wird mir jetzt zu nahe kommen, und als er das dachte und



Rebellisch geworden

Martina Köhler

sich umsah in der Leere des Raumes, auf dessen glänzendem Parkettboden er im Licht des Kronleuchters seinen Schatten sah, fühlte er, wie ihm die Knie weich wurden, und er ging zum Schreibtisch hinüber, um sich in seinen Stuhl zu setzen. Das Telefon klingelte noch immer, seine Hände waren schweißnass, und da er nichts anderes zu tun hatte und das Klingeln des Apparates nicht mehr ertragen konnte, nahm er den Hörer zögernd und sehr langsam ab und sagte vorsichtig JA hinein. Dann lauschte er. Sie stehen auf den umliegenden Dächern, es gibt keine Chance, mit dem Hubschrauber herauszukommen, wir nehmen den Gang unter den Küchen - ich habe den Mercedes volltanken und ans Osttor des Parks bringen lassen, ich habe den Schmuck zusammengepackt und die Tresore geräumt, es ist niemand mehr im Haus, sie sind alle sofort nach draußen auf den Platz gerannt, sie singen, hör nicht hin, komm herunter, schnell. Es war die Stimme seiner Frau, sie klang beherrscht wie immer und so, als sei sie vollkommen Herr der Lage, sie musste klar erkannt haben, was zu tun war, während er wie gelähmt hier im Zimmer gestanden hatte. Er legte auf, ohne zu antworten. Dann nahm er den Hörer des weißen Telefons ab, um den Irrtum endlich aufzuklären, das Ganze ist ein Irrtum, wird er sagen und sich dabei bemühen, zu lachen, vielleicht, dass ich verwechselt worden bin, wer weiß, heutzutage geschehen ja die seltsamsten ... Die Leitung war stumm. Hastig schlug er mehrmals auf die Gabel, drückte wahllos einige Knöpfe - kein Laut. Er lauschte. Er hielt den Atem an und lauschte. Vorsichtig nahm er das grüne Telefon ab. Tot. So ist das also, dachte er, und er spürte einen Kloß im Hals, etwas wie einen dicken Brei, der nicht heruntergeschluckt werden konnte. Er lauschte und schluckte, schluckte noch einmal und erinnerte sich an ein vages Gefühl, das zum Weinen verführte. Als Kind hatte er das gut gekannt, er war imstande gewesen, damit eine Leere in sich zu erzeugen, die ihm die Tränen



Martina Köhler

in die Augen trieb und er hatte das Weinen bei den verschiedensten Anlässen als Mittel eingesetzt, so dass bestimmte Dinge, die ihn betrafen, sofort in den Vordergrund gestellt wurden. Er spürte, wie sich in seiner Magengegend ein schmerzhaftes Ziehen bemerkbar machte, als spränge er von großer Höhe herab. Er blieb gedankenlos sitzen, als befände er sich in einem Traum, der jeden Moment vorbeigehen musste. Vielleicht brauchte er sich nur in den Arm zu kneifen und erwachte zwei Stockwerke höher in seinem Bett, er versuchte es, aber es passierte nichts, nur die Konturen des Raumes verschwammen ein wenig vor seinen Augen. Was mitnehmen, dachte er, was brauche ich noch, was werde ich noch nötig haben. Er öffnete vorsichtig die oberste Schublade seines Schreibtisches, nahm einen goldenen Brieföffner heraus und legte ihn auf die gläserne Schreibtischplatte, daneben einen Taschenrechner. Es gab ihm ein gutes, kühles Gefühl, diese Gegenstände zu berühren. Ich kann das nicht essen, dachte er, ich kann das nicht anziehen, und er spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat, fuhr sich mit der Hand über die Augen und legte dann beides in die Schublade zurück. Vielleicht kann ich die Uhr verkaufen, dachte er, eine echte Rolex, die teuerste, die er sich hatte anfertigen lassen, um sie bei repräsentativen Anlässen zu tragen, er nahm sie heraus und betrachtete sie. Sie zeigte dreiundzwanzig Uhr neunzehn, und er verglich die Zeit mit der auf der Wanduhr, exakt, dachte er, sie funktionieren immerhin exakt. Er presste die Uhr an sein Ohr, ja, sie tickte, und er atmete in kurzen Stößen ein und aus und nahm das Ticken der Uhr als neuerlichen Beweis dafür, dass er lebte. Er zog sie befriedigt über sein Handgelenk. Dann legte er beide Hände auf die gläserne Tischplatte, er liebte Glas, alles so durchsichtig wie nur möglich machen, hatte er immer gedacht, keine Verstecke. Als er die Hände wegnahm, blieben für einen Moment feuchte Abdrücke auf der Platte zurück, er



Die Wunden, die wir schlagen

Martina Köhler

sah unbeweglich zu, wie sie sich verflüchtigten.

Auf dem Weg zur Tür hörte er sehr laut die eigenen Schritte auf dem Parkett, ihm war als führe ihn jemand ab, der noch immer unsichtbar neben ihm ging, er zögerte, wäre gern zu den Fenstern hinübergelaufen, um durch die Vorhangschlitze hinauszuspähen, hatte aber zu viel Angst, dass man ihn sehen könnte, und unterließ es. Er drehte den Schlüssel und erschrak über das laute Geräusch des Aufschließens, dann trat er hinaus auf den Flur und blieb stehen, um in beiden Richtungen den Gang hinunter zu sehen, der leer war. Einen Moment lang meinte er, vom Ende des Korridors Menschen herannahen zu sehen, die das Gebäude gestürmt hätten, aber nein, alles war leer, alles still, ganz still, sehr schön still, dachte er und schloss geräuschlos die Tür, zog den Schlüssel ab, ohne abzuschließen. Er ging den Gang entlang, von dem aus der Lärm der Menschen, die sich auf dem Platz draußen versammelt hatten, nur mehr noch als ein unkenntliches, entferntes Rauschen zu vernehmen war. Er sah sich auf dem Weg zum Fahrstuhl, der ihn in den Keller hinunterbringen sollte, am Ende des Flurs, auf einen mannshohen Spiegel zugehen, und auf einmal fühlte er sich entsetzlich klein und lächerlich zusammengedrückt zwischen den Wänden des Korridors, den dort aufgehängten Porträts und Landschaften, den Statuen und Leuchtern und Truhen, die er hatte aufstellen lassen. Unnütz, fuhr es ihm durch den Kopf, unnütz, alles zu schwer, nicht von der Stelle zu bewegen, und er schrumpfte immer weiter zusammen, je näher er sich im Spiegel kam. Kurz bevor er den Spiegel erreicht hatte, schwenkte er nach rechts und stand vor der Aufzugtür, er drückte auf den Knopf, nicht ohne Angst, irgendwo im Haus ein Geräusch damit zu verursachen oder ein Lichtsignal zu geben, aufgrund dessen man ihn orten konnte. Der Aufzug kam aus der Tiefe herauf, reibungslos mit einem leisen Surren, die Türen zogen



Martina Köhler

sich automatisch auseinander, und er trat hinein mit einem beinahe kindlichen Erstaunen über das Funktionieren der Dinge, als wäre nicht das Geringste geschehen. Die Türen schlossen sich, er entsicherte die Sperre zum Kellergeschoß mit seinem Schlüssel, drückte den untersten Knopf, und der Aufzug setzte sich in Bewegung. Er spürte die Fahrt, die ihm von den Fußspitzen bis in den Kopf stieg und dabei erfasste ihn ein leichter Schwindel, so dass er sich an den mahagonigetäfelten Wänden kurzzeitig festhalten musste, der Schweiß brach ihm aus, und er öffnete den Mund, um in seinen Ohren ein Knacken zu erzeugen. Er hatte immer Angst davor gehabt, dass er einmal nach dem Überwinden eines Höhenunterschiedes plötzlich taub sein könne, aber jetzt, dachte er, während er mit dem Knacken die Ohren wieder freibekam, wäre es vielleicht das Beste. Ich könnte dann nicht hören, wie groß ihre Freude über meinen Tod ist. Er blickte auf seine Uhr. Sie zeigte jetzt dreiundzwanzig Uhr dreiundzwanzig, Schnapszahl, Schnapszahl dachte er, und in diesem Augenblick wurde ihm klar, dass sie, wenn sie ihren Irrtum erkannten, wenn sie erkannten, dass er noch lebte, ihn natürlich töten würden, ja, sie würden ihn töten.

Er hatte sich unter dem Tod noch niemals etwas vorstellen müssen, in all den Jahren waren ihm immer wieder Zahlen darüber vorgelegt worden, die er unterschrieben hatte, der Tod war eine Zahl und konnte sich in viele verschiedene Zahlen verwandeln, oft auch in Schnapszahlen, wie er sich jetzt erinnerte, neunundneunzig zum Beispiel noch vor drei Wochen während der Demonstration oder neunhundertneunundneunzig, er wusste es nicht mehr genau. Er hatte geglaubt, dass er, nicht zuletzt hinter den Mauern dieser Gebäude und durch seine Unterschrift unter all diese Zahlen, vor dem Tod, wie durch ein geheimes Einvernehmen mit ihm, geschützt war, nur er allein, niemand sonst, auch seine Frau nicht,



Martina Köhler

aber er doch. Er wusste, noch während er im Aufzug stand, dass er mit dem Verlassen dieser Mauern, mit dem Unterlassen weiterer Unterschriften, dieses Einverständnis zerstörte und sich ungeschützt an den Tod auslieferte, einen anonymen Tod, der ihn irgendwo dort draußen erwartete, und der sich seiner Sache so sicher war, dass er ihn schon mit der Stimme eines Rundfunksprechers für tot erklären lassen konnte, diese ungeheure Frechheit hatte er sich gefallen lassen müssen. Der Aufzug war mit einem sanften Ruck im untersten Geschoß zum Stillstand gekommen, die Türen öffneten sich mit einem leisen Klacken, und obwohl er keine Lust verspürte, auszusteigen, trat er hinaus, weil er nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen. Sie stand da, blass, allein, mit den Koffern um sich, er sah, dass sie ihre drei teuersten Pelzmäntel übereinander angezogen hatte, und musste flüchtig daran denken, dass er nicht einmal einen Mantel trug. Sie sah aus wie ein unförmiges, schweißiges Tier, um ihren Hals und die Handgelenke und Finger sah er ihren Schmuck. Sie musste alle ihre Ketten und Armbänder und Armreife übereinander angezogen haben, an jedem Finger mehrere Ringe, sie kam ihm vollständig unbeweglich vor, wie eine ausgestopfte Gans, dachte er und ihm wurde klar, dass er das immer schon gedacht hatte. Die Rebellen sind schon im Haupthaus, sagte sie, es ist jetzt keine Zeit zum Träumen, nimm die Koffer, ich kann sie nicht tragen, sie sind mir zu schwer. Er nahm zwei der Koffer auf, die ihm mit Backsteinen angefüllt schienen, und sie betraten den Gang, sie ging vor ihm her, an einem dritten Koffer schleppend, eine unförmige, bei jeder Bewegung klirrende, pelzige Gestalt, deren Anblick ihm unangenehm war. Bis zur Grenze kommen wir im Wagen, sagte sie, und er wunderte sich, dass sie noch sprechen konnte unter dem Gewicht, von dort aus können wir fliegen, ich habe alles organisiert, wir fliegen, wohin du willst, sie nehmen uns sicher auf, überall, wo wir Konten



Martina Köhler

haben, es ist kein Problem, und leben müssen wir ja auch. Er schwieg und atmete schwer unter der Last der Koffer, dann ließ er einen stehen, um den anderen abwechselnd mit beiden Händen tragen zu können, etwa in der Mitte des nur schwach erhellten Tunnels, der unter dem Park hindurch führte, stellte er auch den zweiten ab, sie bemerkte es nicht. Sie traten am Ende des Ganges durch eine Tür auf die Straße hinaus und befanden sich jetzt hinter der Ostseite des Parks, wo der Mercedes tatsächlich bereitstand. Sie gingen darauf zu, die Straße lag menschenleer vor ihnen in der Dunkelheit. Er war davon überrascht. Siehst du, sagte sie, wie alles klappt, und er wünschte sich, sie würde den Mund halten. Wo hast du die Koffer? Ich habe sie nicht mehr, sagte er, während er um den Wagen herum ging und auf der Fahrerseite einstieg, der Zündschlüssel steckte. Sie wollte etwas antworten, schreien, ihn anschreien, aber der Schrei erstickte in ihrer Kehle. Sie verstaute umständlich den schweren Koffer im Kofferraum, ließ sich dann mit einem Stöhnen auf das Polster des Beifahrersitzes fallen, am ganzen Körper klirrend. Sie versuchte, durchzuatmen, aber die Pelze drückten sie nieder, sie wollte sprechen, aber es gelang ihr nicht. Er startete und fuhr los, jahrelang hatte er nicht mehr am Steuer gesessen, der Schalthebel fühlte sich ungewöhnlich klein und hart an, die Uhr am Armaturenbrett zeigte dreiundzwanzig Uhr zweiunddreißig, er wagte nicht, diese Zeit auf seiner Uhr zu überprüfen, er war sich auf einmal nicht sicher, ob diese Zeit überhaupt stimmen konnte und ob seine Uhr nicht stehengeblieben war. Mach doch das Radio an, sagte sie jetzt. Er bog nach rechts ein und fuhr stadtauswärts. In einiger Entfernung sah er rechts der Straße Militärs, die mit Scheinwerfern die Fahrbahn und das Gelände hinter dem Park absuchten. Er fuhr direkt darauf zu, während er die Hand vom Steuer nahm und die Uhr ans Ohr hob, um zu hören, ob sie tickte. Am ganzen Körper brach ihm der Schweiß aus. Sie schaltete das Radio

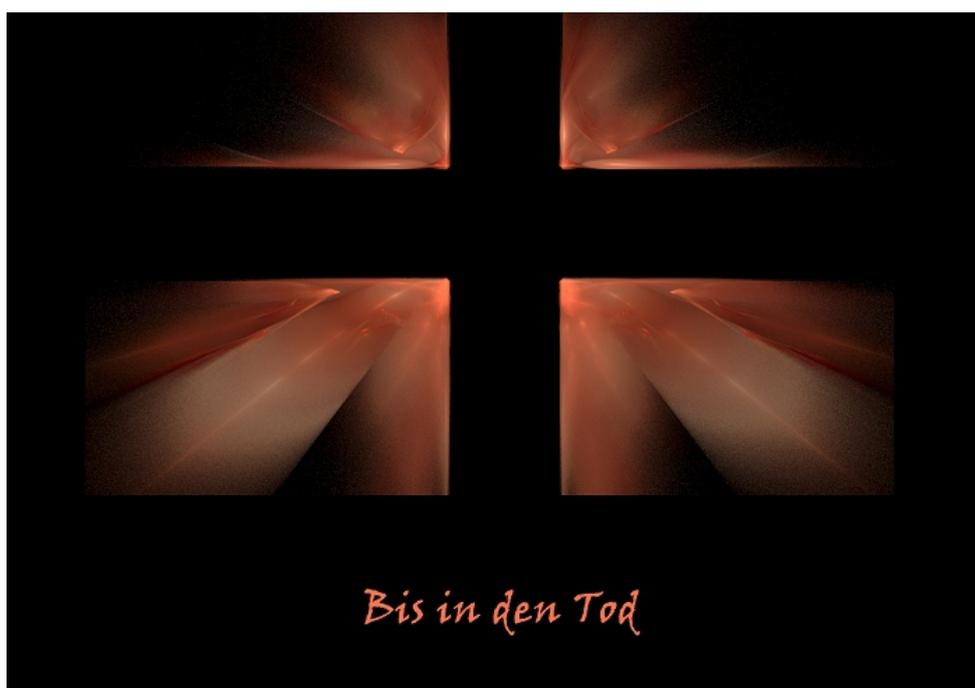


Martina Köhler

ein. Soeben wird uns gemeldet, dass der Präsident - die Stimme hatte einen metallischen Klang. Die Uhr tickte nicht. Er versuchte, angestrengt zu lauschen und begann zu zittern, der Wagen schlingerte. Was ist mit dir?, hörte er sie fragen, ihre Stimme schien von weither zu kommen. Ich bin schon tot, sagte er, ich glaube, ich bin tot.



Martina Köhler



Evelyn von Warnitz

Menschlichkeit in unserer Gesellschaft: Loyalität

Loyalität.

Ein wunderbares Wort.

Wo ist es nur geblieben? Wo hört man es noch?

Treue, Ergebenheit, Liebe.

Einst zählten diese Tugenden noch zu den wichtigen unserer Gesellschaft. Geschäftsbeziehungen pflegte man ebenso wie Traditionen und das Familienleben. Loyalität spielte noch eine Rolle.

Der Verlust dieser Tugenden hat seine Folgen.

Untreue wird großgeschrieben, Traditionen nur noch hie und da gepflegt, Familien brechen auseinander.

Das Resultat: verletzte Menschen und Seelen, die mehr und mehr vereinsamen.

Scheinbar prägt unsere Gesellschaft nur noch der Kampf um das Individuum und dabei spielen Ergebenheit, Treue und Loyalität keine Rolle mehr.

Jeder kämpft für sich. Ohne Rücksicht auf seinen Nächsten.

Äußerlichkeiten, Ansehen durch angereichertes Vermögen stehen an erster Stelle.

Das Resultat: einsame Menschen, die nur sich selbst und ihren materialistischen Prinzipien treu sind.

Nun widerfährt vielen Menschen eine Kehrtwende: Sie verlieren ihren Arbeitsplatz oder ihr Vermögen und somit die Anerkennung. Sie finden sich vor einem tiefen Abgrund wieder, in dem Vermögensverlust, der Verlust der Freunde, vielleicht des Partners vor ihnen liegt - man ist in dieser Gesellschaft und für den Partner nichts „mehr wert“.

Loyalität.

Für ein humanes Miteinander in einer Gesellschaft sind Kompromisse und Zugeständnisse unausweichlich.

Praktiziert wurde das einst in den Großfamilien, wo mehrere Generationen unter einem Dach lebten, stritten und man von klein auf lernte, Konflikte gemeinsam zu lösen.

Heute lernen viele Kinder bereits früh, dass man sich bei Konflikten einfach trennt, um einen „leichteren“ Weg zu gehen.

Und was folgt? Ein „leichterer“ Weg? ...

Schauen wir uns einmal um.

In unseren Familien, im Freundeskreis.

Und denken wir um.

Kämpfen wir für Loyalität.

Es wird Folgen haben für unsere Gesellschaft...



Luigi Muto

Aus dem INKAS Institut



Studium Creative Writing

Ein Schwerpunkt des Instituts ist das viersemestrige Studium „Creative Writing“. Durch gezielte Übungen, kontinuierliches Schreiben und die Beschäftigung mit Literaturgeschichte wird die Kreativität der Studierenden geweckt und in literarische Formen gebracht.



Ab dem dritten Semester können sich die Studierenden mit fachkundiger Unterstützung in Form eines Lektorats an ihr erstes Buchprojekt wagen. Der instituts-eigene Verlag edition maya bietet zudem regelmäßig die Beteiligung an Anthologien. Veröffentlichungen sind auch in der eXperimenta möglich.

Das didaktische Konzept sieht die intensive Vermittlung von Creative Writing vor. Außerdem werden die Grundlagen in den Lehrfächern zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur in den Wochenendseminaren vermittelt. Diese finden in der Regel einmal im Monat von Freitag- bis Samstagabend statt.

Das Studium steht allen Interessierten unabhängig von ihrer Vorbildung offen.

Regelmäßig werden öffentliche Lesungen vom Institut angeboten, an denen sich die Studierenden mit eigenen Texten beteiligen können.

Ab dem dritten Semester arbeiten die Studenten an einem eigenen Buchmanuskript, das bei „edition maya“, dem instituts-eigenen Verlag, verlegt wird.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem literarischen Schreiben beinhaltet schwerpunktmäßig die Lehrfächer Creative Writing, zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur.



Insgesamt 20 Studienplätze stehen in Bad Kreuznach zur Verfügung.



Studienbeginn für das Sommersemester:

27. April 2012

Studiengebühr pro Monat: 150€

Bewerbungsunterlagen: Kurzvita mit Bild. Jeweils zwei Texte (Lyrik oder Prosa). Die Textauswahl ist thematisch nicht eingegrenzt. Anschrift: INKAS INstitut für KreAtives Schreiben Magister Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach.

Telefon: 06721 -921060

www.inkas-institut.de

Bewerbungsschluss: 15. Februar 2012

IMPRESSION



©Ahmed Toni 2011

Endstation: Russland

Eine Einführung von Joachim Mols

Russen lieben es zu reisen und Russen lieben die ländliche Idylle. Diese Annahme legen zumindest die bekannten Titel „Reise von Petersburg nach Moskau“ (Radischtschew) oder „Die Aufzeichnungen eines Jägers“ (Turgenjew) nahe. Doch so wenig Radischtschew nur über eine romantische Kutschfahrt geschrieben hat, so wenig sich Turgenjew wirklich für das Jägerlatein interessiert hat, so wenig geht es auch Natalja Kljutscharjowa in ihrem Reiseroman um die Probleme der russischen Eisenbahn. Ähnlich wie die beiden Erstgenannten legt sie die Finger in die offenen Wunden der Gesellschaft und steht damit in einer langen Traditionsreihe der Russischen Literaturgeschichte.

Der junge Nikita lernt auf seinen rastlosen Fahrten durch sein Heimatland, die er wegen der gescheiterten Beziehung zu seiner Liebe Jasja unternimmt, allerlei an den Rand gedrängte Menschen kennen. Ob es sich um eine Mutter, die ihre Kinder mit dem Verkauf von Wollsocken ernähren muss, um einen Intellektuellen, der aus Angst vor dem Militär lieber zum berüchtigten Geheimdienst geht, oder um eine alte Flüchtlingsfrau, die trotz des hohen Alters noch putzen muss, handelt, stets leiden die liebevoll gezeichneten Figuren an der Kälte, der Bürokratie und Mitleidslosigkeit der Gesellschaft. Dank seines mitfühlenden Herzens fühlt sich Nikita angesichts dieser Situation durchaus zum Handeln aufgerufen. Da aber auch Revolutionen nicht unbedingt eine Lösung sind, muss er einen eigenen, humaneren Weg aus der Misere finden...

Der immer wieder zum Lachen einladende Roman gehört seit seinem Erscheinen zu den meistdiskutierten Büchern der gegenwärtigen russischen Literaturszene. Der Wechsel von absurder Satire und realistischer Darstellung macht ihn auch für den deutschen Leser zu einem wahren Vergnügen. Unser Russlandbild wird durch neue, interessante Facetten bereichert.

Übersetzt wurde das Meisterstück von Ganna-Maria Braungardt, die sich bereits als Übersetzerin der bekannten Autorin Ljudmila Ulitzkaja einen Namen gemacht hat. Der Abdruck erfolgt mit der freundlichen Genehmigung des Suhrkamp Verlags

Endstation: Rußland – Roman

Suhrkamp Taschenbuch 4157

Klappenbroschur, 187 Seiten

ISBN: 978-3-518-46157-0

Natalja Kljutscharjowa

Endstation Russland

Auszug (2. Kapitel) aus dem Roman „Endstation Russland“ von Natalja Kljutscharjowa mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlages Berlin.

Der Roman wurde aus dem Russischen übersetzt von Ganna-Maria Braungardt.

Die deutsche Ausgabe erschien im Suhrkamp-Verlag Berlin (2010),

ISBN 978-3-518-46157-0

Die Originalausgabe erschien 2006 in der Zeitschrift Novyj Mir und 2008 als Buch unter dem Titel „Rossija: obscij vagon“ bei Limbus Press, Sankt-Petersburg.

Natalja Kljutscharjowa wurde 1981 in Perm geboren. Nach ihrem erfolgreichen Studium an der philosophischen Fakultät in Jaroslawl arbeitet sie nun als Redakteurin für eine Moskauer Zeitschrift. Die junge Autorin veröffentlicht nicht nur in den großen Verlagen, Werke von ihr sind auch auf dem russischen Webprojekt www.vavilon.ru zu finden. Ein weiteres Buch von ihr (Деревня дураков) wird in Kürze unter dem Titel „Dummendorf“ bei Suhrkamp erscheinen.

Im Waggon trat ein kleiner Junge zu Nikita. Er faßte ihn ans Knie und fragte ernst: »Hast du einen Traum?« Und sagte, ohne die Antwort abzuwarten: »Ich ja: Ich möchte ins Gebüsch fallen und dort leben!«

»Das ist alles?«, fragte Nikita. »Mehr brauchst du nicht zum Glück?«

Der Junge überlegte, die halbe Faust im Mund.

»Na ja, ich hätte gern noch eine Eisenbahn. Ich würde fahren und fahren. Und dann«, erneut überzog ein Schleier des Behagens die

Kinderaugen, »würde ich ins Gebüsch fallen! Und dort leben!«

»Und was hindert dich daran?« Nikita beugte sich hinunter, um die schwindende Aufmerksamkeit des Kindes zu fesseln. »Die Socken!« brummte der Junge und lief trübsinnig weiter.

»Warme Socken, reine Schafwolle, bei mir nur 50 Rubel, auf dem Markt kosten sie das Doppelte!«, rief eine Frau mit einer großen karierten Tasche, während sie sich durch die Waggonschlucht zwängte. »Reine Wolle, greift zu, Mädels, ihr werdet's nicht bereuen!« Am Ende des Wagens lieferte sich die stimmungsgewaltige Sockenverkäuferin ein ungleiches Wortgefecht mit der Zugbegleiterin, deren voller Baß alle Widerworte übertönte. »Wie oft soll ich es noch sagen! Wir sind hier nicht beim Roten Kreuz! Wenn du mitfahren willst, dann zahl gefälligst! Das hier ist kein Wohltätigkeitsverein, das ist die Russische! Staatliche! Eisenbahn!

Was kümmern mich deine Kinder! Du hast sie in die Welt gesetzt! Ich werfe euch jetzt raus!
Das nächste Mal rufe ich die Miliz!«

Nikita griff nach seinem Rucksack und zwängte sich ebenfalls zum Ausgang durch. Auf dem leeren Bahnsteig, unter der einzigen Laterne, schlief der Junge, der davon träumte, ins Gebüsch zu fallen, ungerührt auf der karierten Tasche mit den Socken. Von einem Gebüsch keine Spur. Nur ein paar blicklose Gebäude und eine Dorfstraße, die sich in der Dunkelheit verlor. Ein zweiter, etwas älterer Junge, die Hände in den Hosentaschen, sah skeptisch zu der quietschenden Bahnsteiglaterne hinauf. Die Frau schaute dem abfahrenden Zug nach und lächelte. Das gefiel Nikita.

Das Bahnhofsgebäude der Station Kirshatsch war fest vernagelt. Nikita stellte seinen Rucksack auf eine nasse Bank. »Was soll's, übernachten wir eben hier. Sind wir gewöhnt. Wir kuscheln uns aneinander, dann frieren wir nicht«, sagte die Sockenverkäuferin Antonina Fjodorowna und deckte die Bank mit Plastiktüten ab. »Komm, zieh die Schuhe aus, ich geb dir auch ein Paar Socken, sonst holst du dir kalte Füße.«

»Mama, ich will Tee! Mama, ich bin ganz steifgefroren, und ich hab Bauchschmerzen!«, jammerte der ältere Junge, Sewa. »Hör auf zu maulen! Lächeln! Was hab ich dir beigebracht? Rücken gerade und lächeln! Morgen haben wir bestimmt Glück! Dann kriegst du Tee, und auch Brot und gezuckerte Kondensmilch.« »Immer morgen, morgen! Gar nichts wird morgen!« »Untersteh dich! Untersteh dich, so zu denken! Geschweige denn zu reden! Guck dir Ljonka an! Er ist viel kleiner als du, aber er benimmt sich wie ein richtiger Mann!« Ljonka schlief friedlich, die Hand unter der Wange. Er bezweifelte offenkundig nicht, daß es morgen besser sein würde als gestern.

Luigi Muto



»Ich war früher genauso wie Sewka«, sagte Antonina Fjodorowna. »Hab immer gleich losgeheult. Und gedacht: Es wird nie besser, im ganzen Leben nicht ... da kann man sich gleich den Strick nehmen! Aber dann hab ich in einem amerikanischen Buch gelesen, ein gerader Rücken und ein Lächeln, das ist der Weg zum Erfolg. Und jetzt, egal, was passiert, denke ich immer daran: Lächeln und den Rücken gerade! Dann wird alles besser!«

»Und?«, erkundigte sich Nikita vorsichtig. »Funktioniert das?« »Bislang nicht besonders«, gestand Antonina Fjodorowna unbekümmert. »Aber ich verzweifle nicht. Ich weiß, eines Tages wird sich alles ändern, ganz bestimmt!«

Antonina Kisseljowa, Tonja, war in der kleinen Bergarbeiterstadt Chalmer-Ju aufgewachsen. Das liegt hinter Workuta, noch weiter nördlich, Richtung Eismeer mit der Schmalspurbahn, die die Grube einmal pro Woche mit dem Rest der Welt verband. Mit siebzehn hatte sie einen Krafffahrer geheiratet. An freien Tagen machten sie Spritztouren durch die Tundra, in dem klapprigen Laster, mit dem er während der Woche Müll auf die Halde fuhr. Dann kam Sewa zur Welt. Und dann wurde die Grube geschlossen. Ohne jede Hoffnung, daß man sich um sie kümmern würde, verließen die Leute nach und nach den zum Tode verurteilten Ort. Tonjas Mann aber hatte es mit dem Weggehen nicht eilig. »Die Leute haben jeden Glauben verloren!«, sagte er zu seiner Frau. »Wie kann man nur! Unser Staat ist ein Arbeiter- und Bauern-Staat. Und was sind wir? Wir sind Arbeiter. Überleg doch mal: Kann unser Staat uns einfach dem Schicksal überlassen? Mitten in der Tundra? Natürlich nicht! Du wirst sehen, wir kriegen eine Wohnung irgendwo im Süden, und diese Kleingläubigen, die jetzt weglaufen wie die Ratten, die werden sich in den Hintern beißen!«

Luigi Muto



© www.muto-art.com

Die neunzehnjährige Antonina vertraute ihrem Mann und dem Staat. Und brachte nach Sewa auch noch Ljonja zur Welt. »So ein dummes Weib!«, sagten ihre einstigen Nachbarn, als sie von der Geburtsklinik in Workuta wieder zurück nach Chalmer-Ju fuhr. Doch Tonja lächelte nur geheimnisvoll. Sie wußte ja, eine große Wohnung mit Blick auf ein südliches Meer wartete auf sie. Sie saß ganz allein im Zug. Der mürrische Lokführer, ein ehemaliger Lagerhäftling, zögerte aus unerklärlichen Gründen mit der Rückfahrt. Dann gab er zwei schrille Pfeifsignale. Tonja drehte sich um. »Hör zu, junge Frau. Ich sag dir was. Mach dich vom Acker. Worauf wartest du noch? Noch zwei Fahrten, dann ist hier Schluß. Die Strecke wird stillgelegt.« »Wie – stillgelegt?«, fragte Tonja erstaunt. »Und wir? Und die Versorgung? Das kann nicht sein! Sie irren sich!« Auch der Lokführer nannte Tonja ein dummes Weib und fuhr zurück.

Da kamen Antonina Kisseljowa die ersten Zweifel. Nach einer Woche schob sie, sie wußte selbst nicht warum, den Kinderwagen mit dem kleinen Ljonja zur Bahnstation. Und sah zu, wie die Familie Kapelkin lärmend ihre Habseligkeiten verlud. Der Lokführer, der beim Verladen der Kisten und Bündel half, warf ihr einen genervten Blick zu und spuckte herzhaft auf den Permafrostboden. Nach der Abreise der Kapelkins war Tonjas Familie allein in Chalmer-Ju. »Da hab ich vorsichtig zu meinem Mann gesagt, lass uns weggehen! Es war so schrecklich in dem leeren Ort. Aber er hat nur wüst geflucht. Und sogar die Hand gegen mich erhoben. Das hat er früher nie getan, obwohl er Krafffahrer ist. Ansonsten lag er tagelang mit dem Gesicht zur Wand auf dem Bett und sagte kein Wort. Und wenn er eingeschlafen war, knirschte er mit den Zähnen, ganz laut, in dieser Stille ... Ich hatte solche Angst ... Ernährt haben wir uns nur von Buchweizengrütze. Was anderes hatten wir nicht mehr. Ich hab auf dem Hof Feuer gemacht und dort gekocht. Der Strom war ja abgeschaltet, das Gas auch. ›Bald ist der Buchweizen alle, und was machen wir dann? Zu Fuß nach Workuta, einkaufen?‹, hab ich ihn

Luigi Muto



gefragt. ›Und selbst wenn wir das schaffen würden – wovon sollen wir denn einkaufen?‹ Da springt er vom Bett auf, mit ganz irren Augen, und schüttelte mich wie wild. ›Auch du glaubst nicht! Auch du! Miststück!‹ Und legt sich wieder hin, und ich kriege kein Wort mehr aus ihm raus. Ich hab gekocht und ihm den Topf vors Bett gestellt, der war schon ganz schwarz vom Rauch. Den Tisch hab ich zerhackt, für Brennholz. Ich hab ihm also das Essen hingestellt, mir die Kinder geschnappt und bin gegangen. Bei uns im Ort gab es eine Baracke, früher war ein Kino drin, dort haben wir uns kennengelernt, mein Mann und ich. Ich hab Sewka an die Hand genommen, Ljonka im Wagen, und bin dort hin, mich ausheulen. Jeden Tag.

Hab geheult wie ein Schloßhund. Sewka gleich mit. Und wenn Ljonja in seinem Wagen wach wurde, hat er auch geschrien. Ja, alle drei haben wir geheult. Ich hatte große Angst, daß die Milch wegbleibt, wegen der Nerven. Und dann kam der letzte Zug. Ich stand mit den Kindern auf dem Bahnhof. Ich war bloß gekommen, um mal wieder einen lebendigen Menschen zu sehen. Ohne irgendwelche Absichten. Ich steh also da, an den Kinderwagen geklammert, und gucke. Der Lokführer sieht mich und zuckt richtig zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen. Und guckt, als wollte er mir das Herz aus dem Leib reißen. Guckt und guckt.

Zu der Zeit gab's in der Siedlung auf einmal eine Unmenge streunende Hunde. Rudelweise streiften die durch die Straßen. Die Besitzer hatten sie einfach dagelassen. Von diesen Hunden hab ich nachts geträumt: daß sie Ljonka aus dem Wagen zerren und mit ihren Zähnen zerreißen, daß sie Sewa eine Hand abbeißen. Die hatten ja nichts zu essen. Wenn ich die Straße langging, hatte ich immer das Gefühl, daß sie mich mit Bedacht ansehen, als ob sie warten, daß ich mich umdrehe, damit sie meine Kinder fressen können. Die liefen mir immer hinterher, ganz dicht. Als hätten sie's auf den Kinderwagen abgesehen. Wenn ich irgendwas nach ihnen warf, knurrten sie und gaben Ruhe, aber nicht lange. Tja, ich steh also am Zug. Der Lokführer guckt mich an. Und plötzlich heulen diese Hunde los, und wie! So wild. So verzweifelt. Mir wurde ganz unheimlich. Das Herz hat sich mir im Leib umgedreht. Ich schaue mich um, und sie kommen auf mich zu, die ganze Meute. Ich zum Zug. Der Lokführer springt raus, hilft mir mit dem Kinderwagen rein und sagt immer wieder: ›Na, Gott sei Dank, Gott sei Dank ...‹ Und ist sofort losgefahren, damit ich es mir nicht anders überlege.

Dann haben wir eine Weile bei ihm in Workuta gelebt. Er hat mir erzählt, warum er gesessen hat. Das ist auch so eine Geschichte. Er kommt aus der Gegend von Wologda. Der oberste Natschalnik in ihrem Landkreis hat ihren Ort fast erfrieren lassen. Der Heizkessel war nämlich kaputt, und der Chef hat sich das Geld für die Reparatur in die eigene Tasche gesteckt. Und damit spekuliert. Bei irgendwelchen Banken. Und wollte es nicht wieder rausrücken. Als die Fröste kamen, sind die Leute zu ihm, und er immer: ›Ja, ja, ja, alles unter Kontrolle, ja, ja, ja, wird alles gemacht!‹ Und die Tochter von diesem Lokführer, Nikolai heißt er, also seine Tochter, die holte sich im Kindergarten eine Lungenentzündung. Und starb. Da ist er hin zu diesem Natschalnik. Er macht die Tür auf, und der Kerl hebt nicht mal den Kopf, legt gleich los: Ja, ja, ja ... Weiter kam er nicht. Nikolai hat ihn mit einer Schrotflinte erschossen. Und dann auf die Miliz gewartet ...

Luigi Muto



›Als ich dich gesehen hab, wie du mit dem Säugling in den sicheren Tod gehst‹, hat er gesagt, ›da konnte ich nicht mehr schlafen. Ich hab sogar daran gedacht, dich mit Gewalt zu entführen. Oder dir die Kinder wegzunehmen. Ich hab ja nichts mehr zu verlieren. Aber die Kinder taten mir leid. Wofür sollen die Kinder leiden?‹«

Antonina Fjodorowna verstummte. »Und dann?«, fragte Nikita nach einer Weile. Da sah er, daß sie schlief. Noch immer lächelnd. Und mit geradem Rücken. Ein Güterzug schlich vorbei. Die Tankwagen mit ihren runden Flanken glichen riesigen Tiere, Nashörnern oder Nilpferden, hartnäckig unterwegs auf der Suche nach dem Glück.

Am Morgen kaufte Nikita Antonina Fjodorowna die Schafwollsocken ab, die er in der Nacht getragen hatte. »Siehst du, Sewa, ich hab doch gesagt, morgen haben wir Glück, und du hast mir nicht geglaubt!«, tadelte sie ihren älteren Sohn und kaufte Brot und gezuckerte Kondensmilch in einem verkohlten Kiosk, den betrunkene Männer vor einer Woche ausgeräuchert hatten, weil der Verkäufer den Schnaps nicht umsonst rausrücken wollte. Ljonka begrüßte einen Strauch in der Nähe mit Handschlag. Sewa wandte sich ab und kaute düster. Antonina Fjodorowna redete auf den Mann im Kiosk ein, ihr »erstklassige Wollsocken« abzukaufen.

›Und dann bin auch ich langsam durchgedreht.« Die Fortsetzung der Geschichte bekam Nikita erst gegen Abend zu hören, als die unermüdliche Antonina Kisseljowa ganz Kirshatsch abgeklappert und sämtliche Wollsocken verkauft hatte und auf den Abendzug wartete. »Ich hatte das Gefühl, daß mein Mann nach mir ruft, mir Vorwürfe macht, weil ich ihn verlassen habe. Die Stimme war ganz deutlich in meinem Kopf, ich fing an, mit ihm zu reden. ›Kolja‹, hab ich gesagt (er heißt auch Nikolai), ich hatte doch nicht um mich Angst, sondern um die Kinder, Kolja!‹ Ich wollte zu Fuß los, ihn dort wegholen. Oder ihm wenigstens was zu essen bringen. Nikolai, also der Lokführer, schloß mich in der Wohnung ein. ›Dummes Weib‹, schrie er, ›der Mann ist verloren, aber du, du hast Kinder!‹ Und ich nur: ›Ich lauf so oder so weg!‹ Nach ein paar Tagen hatte ich ihn soweit. Ich war selber überrascht. Hinter dem Rücken seines Chefs holte er in der Nacht eine Lok aus dem Schuppen, setzte mich in die Kabine, und wir fuhren nach Chalmer-Ju, meinen Nikolai suchen. Ich bekam Schiß, meinte: ›Vielleicht lassen wir das lieber? Vielleicht geh ich lieber zu Fuß? Das ist doch strafbar!‹ Aber er winkte nur ab.«

›Und – haben Sie ihn gefunden?« Nikita saß auf dem Bahnsteig, an das Bahnhofsgebäude gelehnt, und kämpfte mit aller Kraft gegen eine Ohnmacht an.

›Ich weiß nicht. Da war natürlich niemand. Die Türen standen sperrangelweit offen. Die Wohnung war aufgeräumt. Sogar den Topf hat er abgewaschen, den verkohlten ... Wir haben den ganzen Ort abgesucht, jedes Haus. Die Leute haben ja alles offen gelassen, als sie weg sind. In der Grube waren wir auch. Aber wir haben niemanden gefunden. Das heißt, ich hab niemanden gefunden, und Nikolai hat nichts gefunden. Er hat nämlich nach einer Leiche

gesucht, ich nach meinem lebenden Mann. Selbst die Hunde waren verschwunden. Überall eine Stille, man traute sich nicht mal zu flüstern, so unheimlich war das. Wir sind unverrichteter Dinge wieder weggefahren. Doch als wir dort rumliefen, kam es mir die ganze Zeit so vor, als ob er mich ansieht. Von hinten. Aber wenn ich mich umdrehte, war da keiner. Dieser Blick – den spüre ich heute noch. Er sieht mich immer an ...«

»Wieso hat Ihr Lokführer Sie denn mit den Kindern gehen und Socken verkaufen lassen?«

»Ich hab ihm vorgeschwindelt, daß ich zu meiner Schwester an den Kuban will, daß ich dort Arbeit kriege und ein eigenes Haus ... Ich wollte einfach weg von ihm. Eine Schwester hab ich nie gehabt.«

»Aber warum?«

»Meine Eltern haben es nicht mehr geschafft, sie sind früh gestorben. Vater ist in der Grube verunglückt, und Mama ist ihm ein Jahr später gefolgt.«

»Ich rede nicht von der Schwester. Ich rede von dem Lokführer.«

»Ach, der Lokführer ... Also, er fing an, von Liebe zu sprechen. Aber ich – mir war nicht nach Liebe, mein Herz ist dort geblieben, in dem leeren Ort. Na ja, der Mann tat mir leid. Ein herzensguter Mensch. Beim Abschied hat er plötzlich von seiner Frau erzählt. Die hieß übrigens auch Tonja. Komisch, nicht: zwei Nikolais und zwei Antoninas ...«

»Und was war mit der Frau?«

»Solange der Prozeß lief, hat sie sich tapfer gehalten und ihm Mut gemacht. Aber als er verurteilt wurde, hat sie Hand an sich gelegt. Sich aufgehängt. Er erfuhr es erst nach einem Jahr. Sie hatte vor ihrem Tod ein Dutzend Briefe an ihn geschrieben. Zärtliche Briefe, von wegen, alles in Ordnung, ich warte auf dich, die Heizung ist wieder repariert ... Die Nachbarin hat jeden Monat einen Brief abgeschickt, bis keiner mehr übrig war. Na, da kommt ja unser Zug ...«

Die Kunst der Übersetzung

Es gibt wohl kaum einen vielseitigeren Beruf im Literaturbetrieb als den der Übersetzerin. Die fremde Sprache mit ihren jeweiligen Eigentümlichkeiten muss unter Wahrung des Stils behutsam in ein modernes Deutsch umgeformt werden. Die literarischen Anspielungen sowie die kulturellen und historischen Hintergründe des Werkes dürfen dabei nicht verloren gehen. Zu guter Letzt sollte sich der neue Text an der ursprünglichen Länge des Originals orientieren. Bei den unterschiedlichen Vorlieben in der Satzkonstruktion ist dies nicht immer eine leichte Aufgabe.

Zu den Meisterinnen ihres Fachs gehört die Übersetzerin für russische Literatur Ganna-Maria Braungardt. In ihrer bisherigen Arbeit hat sie geholfen, russische Sachbücher (Andrej Illesch), Theaterstücke (Anton Tschechow), Kriminalromane (Boris Akunin, Polina Daschkowa) und schöngestige Literatur (Ljudmila Ulitzkaja, Natalja Kljutscharjowa) in Deutschland bekannt zu machen. Mit der studierten Literaturwissenschaftlerin sprach Joachim Mols.

eXperimenta: *Liebe Frau Braungardt, wie wird man eigentlich Übersetzerin? Welche Ausbildung muss man durchlaufen?*

Ganna-Maria Braungardt: Die Wege sind verschieden, direkte Studiengänge für literarisches Übersetzen werden erst seit einigen Jahren und nur an wenigen Unis angeboten.

Ich habe in Woronesh in der damaligen Sowjetunion fünf Jahre lang russische Sprache und Literatur studiert, dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Literaturinstitut der Akademie der Wissenschaften der DDR gearbeitet und schließlich als Lektorin im Berliner Verlag Volk und Welt. 1988 habe ich von diesem Verlag den ersten Übersetzungsauftrag bekommen, und seit ich 1990 im Zuge der radikalen Reduzierung des Verlages arbeitslos wurde, arbeite ich als freiberufliche Übersetzerin.

eXperimenta: *Und dann bewirbt man sich bei den Verlagen oder wie muss ich mir das vorstellen?*

Ganna-Maria Braungardt: Das war in meinem Fall nicht so – nach den ersten Arbeiten für den Verlag Volk und Welt bekam ich auch von anderen Verlagen Übersetzungsangebote.

eXperimenta: *Kommen wir zur Kunst der Übersetzung selbst. Rein sprachlich muss das Ergebnis ja korrekt sein, keine Frage, aber gilt das auch für den Stil? Ist es Pflicht, möglichst dicht am Original zu bleiben?*

Ganna-Maria Braungardt: Mein Übersetzer-Mentor Thomas Reschke hat mir den Grundsatz beigebracht: So originalgetreu wie möglich, so deutsch wie nötig. Natürlich muss man dicht am Original bleiben, aber da am Ende ein deutscher Text stehen soll, muss ich mich natürlich nach den stilistischen Regeln des Deutschen richten.

eXperimenta: *Wie geht man vor, wenn Texte sehr altertümlich sind? Kann und will man dann modernisieren?*

Ganna-Maria Braungardt: Das kommt ganz auf den Ausgangstext an – ist es tatsächlich ein alter Text, wird man dies durch bestimmte sprachliche Signale in Wortwahl, Grammatik und Syntax markieren, dabei aber darauf achten, dass die Übersetzung ja für einen heutigen Leser verständlich sein muss.

eXperimenta: *Wie sieht in diesem Zusammenhang die Zusammenarbeit mit dem Autor oder dem Lektorat aus? Gibt es Vorgaben?*

Ganna-Maria Braungardt: Im günstigsten Fall lautet die Vorgabe des Lektorats lediglich, dass der Übersetzer den Text so gut und verlustlos wie möglich ins Deutsche zu bringen hat – dies zu beurteilen ist allerdings in manchen Fällen schwierig, nämlich, wenn der zuständige Lektor nicht Russisch kann, also nur die Übersetzung liest.

eXperimenta: *Wie sieht es mit der Länge der Texte aus. Da die Russen ja ihre Partizipien lieben, kann ich mir vorstellen, dass am Ende im Deutschen das Ergebnis wesentlich länger oder zumindest umständlicher ist. Spielen da die Vorgaben des Verlages bei der Übersetzung eine Rolle? Müssen Sie die deutsche Sprache neu erfinden?*

Ganna-Maria Braungardt: Stimmt, eine Übersetzung aus dem Russischen wird um rund 20% länger als der Ausgangstext. Vorgaben für den Umfang gibt es keine, aber je knapper sich der Übersetzer da fassen kann, desto besser.

eXperimenta: *Natürlich versteht ein Übersetzer das, was er übersetzt, aber trotzdem tauchen da für mich Fragen auf. Bei Ljudmila Ulitzkaja spielen beispielsweise in einem Roman die Kinder Durak. Das wird in einem Satz erwähnt. Mehr nicht. Es wird klar, es ist ein Kartenspiel, mehr wird darüber nicht gesagt. Geben Sie sich als Übersetzerin damit zufrieden oder fühlen Sie sich wohler, wenn Sie auch noch die Regeln kennen?*

Ganna-Maria Braungardt: Zum Glück kann man ja heute vieles im Internet finden, und da ich meistens noch lebende Autoren übersetze, frage ich nach, wenn ich etwas nicht verstehe. Ich möchte schon wissen, wovon da jeweils die Rede ist, wer da was spielt, in welchem Kreis das Spiel verbreitet ist oder war u.ä.

eXperimenta: *Und wie sieht es mit historischen Dingen aus? Der Polkovnik ist als Oberst leicht zu übersetzen, nur welches Ansehen dieser Oberst in der zaristischen Gesellschaft genossen hat, sagt mir mein Wörterbuch nicht. Recherchieren Sie in diesen und ähnlichen Fällen?*

Ganna-Maria Braungardt: Recherchieren muss ich natürlich ständig, trotzdem ist nicht alles so übersetzbar, dass der deutsche Leser auch den gesamten Subtext versteht.

eXperimenta: *In der Russischen Literatur spielen Anspielungen auf andere Romane, auf Politiker usw. eine große Rolle. Wie kommen Sie diesen versteckten Seitenhieben auf die Spur?*

Ganna-Maria Braungardt: Wie gesagt, meine Autoren leben noch, die frage ich natürlich, wenn mir etwas „zitatverdächtig“ vorkommt. Und auch hier ist das Internet eine große Hilfe – nahezu die gesamte klassische russische Literatur ist dort auffindbar.

eXperimenta: *Und wie sehr müssen Sie den kulturellen oder mentalitätsbedingten Kontext kennen? Ich denke da an die Bedeutung der Ikone oder an das andere Verständnis von Humor...*

Ganna-Maria Braungardt: Ich muss diesen Kontext natürlich kennen, um zu wissen, was ich da übersetze und was es jeweils bedeutet – der Sinn eines literarischen Textes erschließt sich ja nicht durch die Übertragung einzelner Wörter.

eXperimenta: *Zum Abschluss die einfache Frage: Muss der Übersetzer am Ende nicht selbst ein Dichter sein, wenn die Schönheit eines Buches gewahrt werden soll?*

Ganna-Maria Braungardt: Nein, das glaube ich nicht – ich muss ja nicht die „Idee“ liefern, ich muss vor allem genau lesen können, das Gelesene so gut wie möglich verstehen und die eigene Sprache, in die ich übertrage, beherrschen und kreativ mit ihr umgehen können.

eXperimenta: *Wir danken Ihnen ganz herzlich für dieses Gespräch....*

Das Gespräch führte Joachim Mols



judith faller

interview mit selim özgür, 24 jahre alt, student.

judith faller: selim, du bist ein kind, ein junger mann dieser zeit. wie würdest du in kurzen sätzen prägende einflüsse aus deiner kindheit auf deine entwicklung beschreiben? ob vom elternhaus/geschwister oder ausserhalb davon, in der schule, freizeit, durch die religion usw.

selim özgür: ich empfand die neunziger jahre als eine frühlingszeit, ich sah es als eine gute welt, eine welt, die ich gerne erkunden mochte. dem elternhaus bin ich rückblickend sehr dankbar, in einem weltlichen umfeld erzogen worden zu sein, in dem ich auch durch die zweisprachigkeit (deutsch-türkisch) bereits grundlegende ansichten erlernte, was kulturübergreifendes anbelangt. ich kann mich sowohl hier in der schweiz als auch in der türkei sehr gut zurechtfinden und habe eine differenzierte sicht auf die gesellschaft in beiden ländern, somit ist eine hemmschwelle weg, was die fähigkeit, sich in eine andere kultur einzufühlen, erschweren könnte.

judith faller: du sprichst von frühlingszeit. das klingt nach sehr viel erwachen in verschiedene lebens- und kulturbereiche, nach gutem, harmonischem und unterstützendem elternhaus. erlebtest du diese zeit denn nur so, oder gab es auch meilensteine, die du als bremsend oder blockierend erlebt hast?

selim özgür: grundsätzlich empfand ich mein umfeld als positiv, es war schön als kind draussen zu spielen, oder nach der schule vor dem essen fern zu sehen. ich merkte aber doch bald, so mit 11 jahren, dass ich einerseits anders dachte, z.b. in für andere unwichtigen details formen erkennen konnte, an denen ich mich erfreute, aber auch merkte ich in diesem alter, dass ich aufjungs/männer stand, auch ohne dass es für mich ein wort dafür gab. ich merkte aber, dass es nicht dem entsprach, was die mehrheit auslebte. meine eltern gaben uns als gute werte weiter, dass man andere leute nicht belästigen sollte und sich nicht in fremde angelegenheiten mische, was dazu führte, dass ich häufig angebote von freunden, aber auch bekannten, ablehnte, da ich meine bejahung als last für sie empfand.

judith faller: kannst du das mit den anderen formen ein klein wenig genauer erklären bitte? du hast also gelernt, dich eher zurück zu halten, dich nicht aufzudrängen? oder verstehe ich das falsch? du hast nach den werten gelebt, die dir deine eltern vorgelebt haben? und dein schwulsein, war das für dich selber in ordnung, als du dann einen namen dafür gefunden hast? oder gab es dadurch konflikte in der familie oder in deinem umfeld?

selim özgür: ich kann mich zum beispiel noch erinnern an einen besuchstag an der sekundarschule, wo wir etwas beschreiben mussten in der mathematikstunde, und ich sagte nicht, es sehe aus wie eine 5 oder ein s, sondern dass es wie eine schlange im zickzack aussah. es wurde auf meine weitere erläuterung dann verstanden, doch es wurde als eigenartig und zu weit hergeholt empfunden. genau, ich habe gelernt, mich zurück zu halten,

judith faller, geboren am 13.4.1960 in st. gallen, schweiz. hat in diversen pädagogischen und therapeutischen bereichen gearbeitet. lange war sie als intermediale kunsttherapeutin in der psychiatrie, auf einer borderline-therapiestation für adoleszente, tätig. nebenbei schrieb sie in zeitungen, verfasste lyrik, diverse prosa, sowie skurrile mordgeschichten. sie lebt in winterthur, schweiz.

meine wünsche und bedürfnisse zurück zu stellen sozusagen. wenn wir auf besuch waren und gefragt wurden, ob wir was trinken wollen, verneinte ich immer, mit der erklärung, dass ich keinen durst hätte. doch es war nur, weil ich dieses zurlastfallen zu stark integriert hatte. mit der zeit kam dies dann mit meinen werten und wünschen in konflikt, da ich vielleicht nicht ganz im bewusstsein, aber doch irgendwie in einem eigenartigen gefühl spürte, dass diese entscheidungen nicht meiner person entsprachen. für mich selbst war das schwulsein nie ein problem, ich merkte jedoch, dass ich dies nicht offen sagen, noch leben kann, weder in der schule, noch zuhause. dadurch kam eine weitere ebene der isolierung hinzu, denn ich konnte und wollte während der sekundarschulzeit nicht in den ausgang, da ich laute orte wie discos nicht mochte, und da das mit einem pubertierenden umfeld nicht angenehm für mich gewesen wäre.

judith faller: du sprichst von isolierung, selim. warst du ein pubertierender oder junger mann, der eher alleine war und sein wollte, oder hättest du gerne zu einer gruppe dazu gehört? welche form von gruppen hätten dich zb. interessiert? und zu welchen wolltest du auf keinen fall gehören, weil sie dich nicht interessiert haben, oder weil du widerstände dagegen empfunden hast?

selim özgür: ich war mehr der einzelgänger, wollte mit den anderen nichts zu tun haben, da ich

andere interessen hatte. doch gesellschaft ausserhalb der schule hätte ich doch auch gerne gehabt. wie gesagt einfach nicht mit leuten, die in discos gehen oder machos sind, aber das ist in einer sekundarschule ja sehr verbreitet. doch ich hätte sehr gerne freunde gehabt, mit denen ich hätte skaten lernen, das war eine meiner grossen jugendwünsche, skaten zu können.

judith faller: ich kann mir gut vorstellen, dass dies, nebst anderem, eine schwierige zeit für dich war. gerade in dem alter, wo man eben gerne auch in gleichaltriger gesellschaft neues ausprobiert oder bewährtes gemeinsam unternimmt.

gibt es, nebst dem isoliertsein ausserhalb, auch ein hauptgefühl, ein wiederkehrendes gefühl, das du für diese zeit als schwierig erlebt hast? eines, womit du vielleicht gerungen hast, das schwierig auszuhalten war?

selim özgür: es gibt einige wiederkehrende gefühle dieser zeit, doch die haben alle mehr oder weniger mit der isolierung zu tun. bei der homosexualität, dass ich hemmungen habe, mich auf neue männer einzulassen, aber auch allgemein eine zurückhaltung, also dass ich nach wie vor in einem neuen umfeld nicht gut neue leute ansprechen kann und mit ihnen in ein gespräch kommen kann.

judith faller: hast du nebst dem einsam und isoliert sein, vielleicht auch zorn oder wut erlebt? oder erlebst diese gefühle heute noch? und wenn ja, was waren auslöser dafür? egal ob nun im elternhaus oder ausserhalb davon?

selim özgür: ja. zorn und wut, aber vor allem zuhause, da ich merkte, wie anders die eltern wurden, im gegensatz zu dem, wie ich sie als kind wahrnahm. ich hatte angst, ihnen nicht sagen zu können, dass ich auf männer stehe, dass ich diese gefühle habe, und ich verspürte eine grosse wut, dass sie sich als offen sehen, aber in ihren äusserungen die dinge verurteilten, die ich mochte, also männer und skateboarden. aber auch mir selber gegenüber, dass ich nicht rebellierte, nichts dagegen unternahm, es einfach auf mich nahm.

judith faller: also hast du bei den eltern widersprüche erlebt, die dich zornig machten. und du warst zornig auf dich selber. wie hast du diesen zorn ausgelebt? und wie ist das heute? wie reagierte dein umfeld darauf?

selim özgür: ich habe viel dinge zerstört. ich war perfektionist und habe ein frisch

angefangenes heft nach dem ersten schreibfehler häufig zuerst weggeschmissen, gequält, und dann zerrissen, aber auch dinge die mir lieb waren, geschenke von der familie, habe ich zerstört. diese anfälle haben sie weniger mitbekommen in der familie, auch dass ich einige male meinen kopf in die wand gerammt habe, oder mich selber auf den kopf geschlagen und geprügelt habe. die eltern bekamen aber mit, dass ich meine wutanfälle aber auch z.b. am wasserhahn im bad ausliess, also auf den mischarm schlug oder prügelte, oder beim duschen mit dem duschkopf schimpfte, weil er nicht wollte wie ich es wollte. die wutanfälle hatte ich praktisch nur zuhause, sehr selten ausserhalb, dann aber nur in form von längerem hände waschen, was auch zuhause vorkam.

ich kann mich noch gut erinnern, wie ich so in-tensiv zuhause die hände wusch, dass ich wie gefangen in mir war, ich war mir bewusst, dass dies nichts bringt, dass die hände nun sauber waren, aber ich war gefangen in meinem körper, der nicht von mir gesteuert wurde.

judith faller: ja, selim, das ist eine sehr schmerzhaft form von zorn. du hast ihn also nach innen gerichtet oder an gegenständen abreagiert. isolation ist für dich ein körperliches leiden am eingesperrt sein in dir selber. konntest du denn mit der zeit eine neue lösung finden, mit diesen schwierigen gefühlen umzugehen? konntest du hilfe von erwachsenen holen und bekommen? oder gaben dir deine vielen ressourcen, die du ja auch hast, eine möglichkeit, dir in gewissem maße zu helfen? was hältst du denn von menschen, jungen menschen, die ihre wut und ihren zorn gegen aussen leben? die aggressiv mit anderen umgehen?

selim özgür: ich hatte während zwei jahren (2008 bis 2010) eine psychotherapie, bei der ich gelernt habe, mit meiner wut umzugehen, aber auch gelernt habe, wo die ursachen liegen, nämlich bei der isolation. davor, schon als kind, habe ich mich in eine fantasiewelt geflüchtet, aus meinem zimmer wurde eine neue welt in meinem kopf, die ich als utopie erschuf. eine wahre heimat, wo ich so sein konnte, wie ich es eigentlich hätte sein wollen. ich zeichnete dazu unzählige stadtpläne, landkarten, banknoten und andere dinge, um die welt möglichst echt werden zu lassen.

ich kann heute gewalt nach aussen nur bedingt nachvollziehen. es freut mich zwar in gewisser hinsicht, dass junge leute ihrem zorn ausdrück verleihen, also etwas unternehmen, es rauslassen. doch andererseits, da ich nie meine wut an einer person in form von gewalt gezeigt habe und ich gewalt nicht mag, habe ich doch eine eher ablehnende haltung. ich glaube nach wie vor, dass man probleme in einem konstruktiven gespräch lösen kann.

judith faller: das heisst, du hast neue möglichkeiten gefunden, damit du nicht mehr so stark unter druck kommst und den zorn gegen dich wendest? fühlst du dich denn noch immer so

isoliert und einsam? wie begegnest du dem zorn heute, wenn er hochkommt? was ist konstruktiver geworden? aggression gegen sich selber ist ja auch aggression gegen einen menschen.

selim özgür: ich fühle mich heute viel freier, und ich bin froh, dass ich ein gutes stück kindlicher offenheit und naivität mit ins heute habe retten können. heute kommt der zorn weniger stark auf, mehr in form von meinungsverschiedenheiten mit den familienmitgliedern, oder die nach wie vor fehlende akzeptanz meines schwulseins (die eltern wissen es nun auch bald seit 6 jahren). ich habe aber nach wie vor schwierigkeiten, eine initiative zu ergreifen, jemand fremden anzusprechen, oder mein leben zu leben und trotz meiner mündigkeit mich häufig nicht traue, männer auch in persona zu treffen, aus falscher rücksicht auf die eltern. es gibt zwei dinge, die mir dabei helfen, meine aggressionen konstruktiver zu verarbeiten, nämlich das zeichnen von neuen plänen, und das schreiben von gedichten in mehreren sprachen. ich habe über die jahre mehrere sprachen gelernt, die ich alle als "freunde" bezeichne.

judith faller: verstehe ich das richtig, dass du zwar immer noch an der isolation leidest, jedoch besser gelernt hast, damit zu leben? sie eher akzeptierst und auch die positiven seiten dabei siehst? du sprichst ja diverse sprachen, sie wurden deine freunde, du schreibst viel, wie du gesagt hast, zeichnest deine eigene welt. bist du glücklicher und der zorn also schwächer? was, wenn du einen wunsch an dein leben hättest, würdest du dir wünschen?

selim özgür: ja, ich habe durch die therapie deutlich an selbstbewusstsein gewonnen, sodass ich heute doch auch eine gute zahl an freunden und bekannten habe. ein gewisses maß an isolation habe ich nach wie vor, aber wenn ich vom elternhaus ausziehe, wird sich dies bestimmt auch zum guten ändern. es war ein wichtiger schritt, zu merken, dass fremde menschen auch nur menschen sind wie ich, die auch bedürfnisse und sorgen und wünsche haben und nicht etwa von vornherein negativ eingestellt (als wenn ich eine last für sie wäre). ich bin glücklicher, ja. ich bin sehr froh, dass ich all die vergangenen jahre dazu habe umwandeln können, mir werkzeuge der verarbeitung zu geben. der zorn von früher ist schwächer, doch er besteht heute in einer anderen, aber viel schwächeren form, nämlich gegenüber der allgemeinen weltpolitik, dadurch dass ich verstanden habe, wie die grosse welt wirklich funktioniert und regiert wird. und somit die kindliche ansicht von frühlingszeit nicht mehr existiert. ich würde mir wahrscheinlich wünschen, ein noch stärkeres selbstbewusstsein/-vertrauen zu haben, damit ich lockerer und offener durch die welt gehen kann und besser auf menschen zugehen kann. denn das, denke ich, fehlt heute, dass man

miteinander kommuniziert und lockerer ist.

judith faller: selim, was würdest du eltern empfehlen, die einen jungen wie dich haben? was sollten sie, aber auch andere bezugspersonen, anders machen?

was denkst du, verbindet dich mit den jungen menschen in aller welt, die ihren zorn, zb. in politischer hinsicht nach aussen tragen? und nebst dem ratschlag, alles lockerer zu nehmen, mehr miteinander zu kommunizieren, was würdest du ihnen noch empfehlen?

selim özgür: ich würde ihnen empfehlen, dass sie ihren jungen (oder ihre tochter) so annehmen wie er ist, und ihm helfen, seinen weg gehen zu können. und falls sie schwierigkeiten haben, oder etwas nicht einfach akzeptieren können, sollten sie mindestens den guten willen zeigen, dass sie an sich selber arbeiten wollen, mit der situation umgehen zu können. es ist nicht schlimm, dem kind bei einer situation nicht helfen zu können, aber es sollte der gute wille und mindestens eine verbale unterstützung gezeigt werden. was mich mit gleichaltrigen verbindet? ich denke, dass wir in einer globalisierten welt leben und realisieren, wie der wohlstand und die demokratien als auch die umwelt immer mehr durch das machtmittel geld untergraben und zerstört werden.

neben dem, dass sie/man es lockerer nehmen sollte, denke ich ist es wichtig, dass man seinen kopf auch zum denken benutzt und stets die dinge hinterfragt.

judith faller: vielen herzlichen dank selim. dafür, dass du so offen warst und dich den teilweise sehr persönlichen fragen gestellt hast. das ist nicht selbstverständlich. ich wünsche dir auch, dass du deine vielen fähigkeiten weiterhin kreativ einsetzen kannst und deine beiden welten immer mehr zusammen kommen. auch wünsche ich dir, dass du deine hemmungen, neue männer anzusprechen, ablegen kannst und mehr freiheit erlebst, wenn du alleine wohnst.

Selim Özgür



"Ich habe einen Jungen gesehen..."

Und immer diese Unordnung! Ich habe keinen Platz in meiner Hälfte des Zimmers! – schrie Hirolan lauthals. Er suchte zum unzähligen Male seinen Schlüsselbund, den er irgendwo unter den Papierhaufen auf seinem Schreibtisch glaubte. Alles, was auf dem Tisch lag, wurde in grosszügigen, grob ausgeführten Handgriffen gepackt und auf die andere Seite des Tisches gelegt. Papiere, Bücher, Hefte wirbelten von rechts nach links, dann wieder von links nach rechts. Ab und zu flog ein Buch oder ein Heft durch das Zimmer, egal wohin, nur weg vom Tisch. Als der Tisch umgewälzt war, kamen die Kleiderhaufen oder weitere Papierberge am Boden dran. Das selbe Schauspiel von vorne, inklusive vermeintlicher Dorniern und Reprisen. Er kroch unters Bett, wühlte und erfuchtelte Gegenstände, die alles sein konnten, nur nichts Klimperndes wie ein Schlüsselbund. Irgendwo musste der verdammte Schlüsselbund doch hingekommen sein.

Erschöpft hockte Hirolan sich auf sein Bett, versuchte sich abzureagieren, doch seine Augen waren nicht auf Entspannungskurs, sondern zerrten ihn in eine neue Ecke des Zimmers. Dort, zwischen der Stereoanlage und der Zeitungsbeige könnten sie doch sein. Du hast bloss nicht genau genug gesucht, sagte ihm das teuflische Gewissen.

Noch immer in Trance, stürzte er sich auf jene Stelle im Regal, riss alles raus, was die Rettung des verfluchten Schlüsselbundes behindern konnte, und als auch das nicht gefruchtet hatte, setzte er sich wieder auf das Bett, um aus dem Tower einen Überblick über den Flugplatz seiner Zimmerhälfte zu erhalten.

Ein weiteres Mal stürzte er sich auf einen Berg von Zeitungen, Papieren, Kleidern, der sich auf dem schmalen Boden zwischen seinem Bett und den Regalen türmte. Es erklang ein Kammerorchester aus raschelnden Blättern, flatternden T-Shirts, scheppernden CDs, tropfenartigem Klatschen durchs Zimmer fliegender Büroartikel, verfeinert durch Grummelgeräusche und gelegentlicher Flüche aus Hirolans Mund. Das Treiben wurde immer heftiger, es war dabei, sich in einen unendlichen Teufelskreis zu steigern.

Und plötzlich war alles still. Es flogen keine Stifte, es raschelte kein Papier. Stille. Hirolan bückte sich und entnahm den Unordnungstrümmern ein flaches, quaderförmiges Ding mit einem goldfarbigen Kleber drauf. Er setzte sich auf die Bettkante und betrachtete sein Fundstück. Er schüttelte es ganz fein, und die beiden Spulen klackerten, wie es nur solch kleine Spulen tun können.

Hirolan blickte zur Stereoanlage, öffnete das entsprechende Fach, legte das klackernde Ding hinein, schloss die Klappe und drückte auf den Knopf, und ein leises, unschuldiges Rascheln erfüllte seine Ohren. Er wartete ungeduldig und hüpfte vor Vorfreude leicht auf der Matratze auf und ab. Mit tosendem Rausch dröhnte das Lied aus den Lautsprechern und fegte durch das ganze Zimmer. Eine Dramatik aus dem nasalen Schrei eines Saxofons, zwiegender Geigen und trommelnder Perkussion brauste auf. Hirolan lief ein eisiger Schauer den Rücken runter, der allen Möbeln und seiner Haut die Schicht von mehr als fünfzehn Jahren Zeit abwischte. Nackt sah er sich mit seinem längst vergangenen Ich konfrontiert. Auf dem Bett lagen Spielzeugautos, mit denen er stundenlang und am Bett kniend spielte. Die Frauenstimme drang in seinen Körper, mit jeder Zelle spürte er die erfüllende Melancholie ihres Klanges. Es roch nach winterlichem Samstagnachmittag. Draussen war es dunkel, er spielte unter dem Licht des grossen Lampions. In der Küche wurden Spaghetti gekocht. Tränen gesellten sich zum eisigen Schauer. Die Stimme sang von einem Jungen, der über die Welt lachte und einen eigenen Weg wählte. Vielleicht realisierte Hirolan den türkischen Text damals noch nicht, doch ein inneres Gefühl machte ihm Mut, über die Melancholie hinweg zu kommen und stark zu sein. Das Lied war ihm ein steter Begleiter, ein musikalischer Freund geworden.

Er blickte durch das Zimmer, betrachtete die Möbel. Die meisten von ihnen waren schon seit er sich erinnern kann an ihrem Ort, das massive Doppelstockbett, das Regal mit der Stereoanlage, der schwere Industrieschreibtisch, die Holzleiter, um in das obere Bett zu gelangen.

Seine Augen rochen das Holz, die Matratze, die Tränen von früher und von heute. Sein Herz trat eine Höhenreise an, liess den Körper als Hülle zurück. Er flog im Rhythmus der Musik davon, sprang umher, hüpfte, tanzte wild und ungehemmt, mit neuem Körper und neuen Beinen. Er besuchte seine Grosseltern in der Türkei, die damals noch lebten. Ein Film voller kleiner Erinnerungen, Stimmen, Schmerzen, Gefühlen flimmerte vorbei. Das Lied türmte sich noch zu einem letzten Mal auf, kratzte noch einmal in seinem tiefsten Innern nach unentdeckten Vergangenheiten, nach unverarbeiteten Schmerzen. Im Flug fühlte er sich frei, er genoss die neue Welt, in der er weniger fern war, als in der er lebte. Mit dem finalen Trommelwirbel riss ihn das Bewusstsein aus dem Flug und zwang ihm das Hautkleid von heute auf. Weich und mulmig spürte er seinen alten Körper wieder. Rauh fühlte

sich die Haut an. Irgendwie dreckig. Aber sein inneres Kind war anders. Es fühlte sich zart an, sanft, gereinigt. Die Tränen und der eisige Schauer hatten einen alten Staub weggewaschen. Hirolan lehnte sich zurück, liess seinen Körper entspannen, lag einfach da, und ließ die Unordnung Unordnung sein.

„Prophet der Einsamkeit“
Du Prophet der Einsamkeit
der du schweigst den ganzen Tag

Deine Lippen bewegen sich
doch keinen Hauch der Lunge
lässt du aus deinem Mund

Deine feinen Wimpern
in der wehenden Äste Gestalt
zwinkern dem Regen zu

Deine tadelnden Fingerzeige
fegen als Brisen
über das Land der Gefühle

Deine allesumspannenden Hände
hemmen der Sonne Farbe
am Wattenbett der Freuden

Du Prophet der Einsamkeit
der du schweigst den ganzen Tag

Selim Özgür, 1987 in Winterthur geboren, studiert an der Universität Zürich Spanisch und Rumänisch. Er schreibt Gedichte und Kurzgeschichten auf Deutsch, Spanisch, Katalanisch, Ungarisch und Rumänisch. Im Dezember 2007 fand zudem im Bündner Oberland eine kleine Ausstellung seiner künstlerischen Werke statt.

Christel Wagner

Am Fenster

Morgens, wenn sie das Haus verlässt, sieht man sie immer beladen und mit schwerer Tasche. Schnell geht sie, den Oberkörper leicht nach vorne gebeugt, mit dem Kopf erreicht sie ihr Ziel zuerst. Manchmal, wenn das Kind nicht dabei ist, hält sie plötzlich inne, richtet sich auf, nimmt die Schultern zurück, lässt sie fallen, geht dann viel langsamer, gerader. Ich beobachte sie. Einige Male ist sie so langsam, dass man meinen kann, sie komme nie an. Aber normalerweise läuft sie schnell an die Garage, auch wenn sie das Kind an der Hand hält. Ihr Auto steht immer vor dem verschlossenen Tor. Sie öffnet es mit dem Funkschlüssel. Ich habe schon gesehen, wie sie dem Kind den Schlüssel hinhielt und das Kind darauf drückte. Meistens macht sie zuerst die Beifahrertür auf, das ist ja auch die Seite, an der sie ankommt. Sie legt die Tasche auf den Sitz, knallt die Tür so zu, dass ich selbst hinter meinem Fenster zusammenzucke. Obwohl ich den Knall gar nicht wirklich hören kann. Aber ich sehe, wie der Rücken des Kindes erschrickt. Sie öffnet die hintere Tür, hebt das Kind in den Sitz, beugt sich vor, schnallt es an, steigt dann selbst ein, fährt los. Wo bringt sie das Kind hin? Gibt sie es irgendwo ab? Bei mildem Wetter öffne ich schon frühmorgens das Fenster. Stelle mich so, dass sie mich nicht sehen können, höre, ob sie reden. Meist spricht nur das Kind, das mit dünner Stimme Fragen stellt. Die Frau antwortet nicht, höchstens mit „hm“ oder „ach“.

Es kommt vor, dass ich das Kind alleine sehe, ohne die Frau. Ich weiß nicht, wie alt es ist, ich habe keine Kinder. Vielleicht ist es fünf. Ein rundes Kind, ein Mädchen, nicht wirklich dick, aber stämmig. Es steht auf dem Bürgersteig, als warte es auf jemand. Zum Beispiel auf die Frau, von der ich denke, sie ist die Mutter. Ein ruhiges Kind, es lächelt nicht. Ich überlege, ob ich ihm eine von den Puppen zeigen soll, die ich besitze, vielleicht lächelt es dann oder fragt mich etwas und ich antworte. Das stelle ich mir schön vor. Aber man weiß nicht, was es dann tun wird. Womöglich will es die Puppen anfassen, so wie es nach der Hand der Mutter greift. Das Mädchen könnte sie kaputtmachen oder anders hinsetzen wollen. Ich bekomme so viele Gedanken, dass ich mich beruhigen muss. Das kenne ich von mir, mein Herz schlägt schneller, es hüpf, ich zittere etwas. Ich bin nicht in Ordnung. Ordnung ist, wenn Ruhe ist. Ich werde ruhig, wenn Ordnung ist. Mach Ordnung. Mach sofort Ordnung. Du bist ein böses Kind, das keine Ordnung hält. Setz dich in die Ecke, dann ist wieder Ordnung. Ich nehme die Puppe mit den braunen Haaren und setze sie in die Ecke. Ich drücke ihren Kopf etwas herunter, damit sie die anderen Puppen auf dem Sofa nicht ansehen kann. Sie soll sich schämen wegen der Unordnung. Das beruhigt. Alle sind ganz ruhig. Wenn die Stille zu laut wird, muss ich vielleicht

doch etwas sagen. Vielleicht flüstern. Das stört die Stille, sie zieht sich zurück in die anderen Räume. Oder summen. Wenn ich summe, ist die Stille gekränkt, sie kommt für längere Zeit nicht wieder. Aber wenn ich aus irgendeinem Grund aufhöre zu summen, weil mir zum Beispiel keine Melodie mehr einfällt oder weil mein Mund trocken wird, dann ist die Stille wieder da und straft mich, weil ich sie beleidigt habe. Das ist schlimm, sehr schlimm. Zur Strafe muss ich mir die Ohren zuhalten, bis das Rauschen in den Ohren beginnt. Die Stille hört ja das Rauschen nicht, es ist nur in mir, nicht außen.

Heute habe ich das Mädchen wieder gesehen und die Frau. Die Frau hat aber keine Tasche in der rechten Hand, auch wenn sie es wohl eilig hat. Mit der linken zerrt sie das Kind hinter sich her. Ich kann sogar ihr Gesicht sehen, die Lippen sind zusammen gepresst, sie sieht blass aus. Ich finde sie nicht schön. Jetzt stolpert das Kind, seine Beine knicken ein, es hängt an der Hand der Frau. Sie bückt sich kurz zum Kind hin, ich kann nicht sehen, ob sie die Lippen bewegt. Das Kind weint, jedenfalls sieht es so aus, als ob es weint. Ich kann es ja durch das geschlossene Fenster nicht hören. Die Frau ist böse mit dem Kind, sie zieht es weiter. Wenn das Kind weint, könnte ich es nehmen und trösten. Ich würde es auf das Sofa setzen zu den anderen. Vielleicht würde es dann lächeln. Aber es könnte auch wollen, dass ich ihm ein Lied vorsinge, um das Weinen zu vertreiben. Ich kann nicht wirklich singen, Lieder kann ich nur summen, weil die Wörter, mit denen man singt, zu laut tönen. Sie zerstören soviel. Das Erschrecken würde sich ausbreiten und alles bedecken.

Wenn ich mich am vorderen Fenster ganz nach rechts in die Ecke stelle, kann ich sogar ihr Haus sehen. Es liegt gegenüber, aber weiter links. Der Eingang ist vorne am Haus. Meist stehe ich am mittleren Fenster, aber in der letzten Zeit zieht es mich zum vorderen Fenster. Ich warte, ob das Mädchen alleine herauskommt. Es kommt nicht oft. Die Eingangstür sieht sehr verschlossen aus. Links neben der Tür gibt es eine schmale Glasscheibe, sie ist genauso hoch wie die Tür. Abends habe ich dort manchmal einen schwachen Lichtschein gesehen. Vor der Glasscheibe steht ein Topf mit roten Geranien. Ich finde Geranien nicht schön. Ich besitze keine Blumen. Man kann der Eingangstür nicht ansehen, dass dort ein kleines Mädchen wohnt. Vielleicht wenn es ein Junge wäre, vielleicht gäbe es dann Gummistiefel vor der Tür, weil sie zu schmutzig sind, um eingelassen zu werden. Oder es gäbe ein Fahrrad oder andere Dinge, die Jungen besitzen. Ich überlege, ob das Mädchen einen Puppenwagen hat. Wenn es keinen hat, könnte ich ihm meinen ausleihen. Ich könnte ihm zusehen, wie es den Wagen hin- und herbewegt. Vielleicht würde es dann lächeln. Aber ich müsste das Mädchen mit in mein Zimmer nehmen, weil der Wagen hier hingehört, der Transport auf die Straße würde vielleicht Schaden anrichten. Man müsste ihn schräg halten, dabei könnten die Kissen verrutschen oder herausfallen. Dann wäre alles verdorben. Wenn das Mädchen jetzt herauskommt, könnte ich ihm zuwinken und es bitten, zu mir zu kommen. Ich stelle mir vor,

wie ich es bitte. Lange habe ich nicht gebeten. Aber jetzt weiß ich, wie ich die Hände halten werde, um es wirklich zu bitten.

Das Mädchen sieht mich an und folgt mir. Sein kleines Gesicht, das nicht lächelt, kommt auf mich zu. Mit den stämmigen Beinchen geht es zu mir, zu meinen Händen, die es bitten. Zu mir hoch hebe ich das Mädchen und es ist Stille. Die Frau schreit. Ich kann es sehen. Das Glas splittert. Ich sehe, dass es wie Regen fällt. Ich sehe, wie die Frau die Arme hebt und schreit. Ich sehe, wie alles erschrickt. Wie die Stille fort ist. Wie sie schreit: Marie, Marie.

Luigi Muto





Die Kunst des Erzählens

Schreibwoche 6. bis 13. November 2012

auf Teneriffa



www.finca-chiratal.de

Finca El Chiratal

In der Abgeschiedenheit der Bio-Finca „El Chiratal“ beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, den eigenen Schreibprozess einzuleiten



Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können.



Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.

Der Schriftsteller, Dozent und Studienleiter am **INKAS Institut für KreAtives Schreiben**, **Rüdiger Heins**, leitet das Seminar.

Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.



Anzahl der Teilnehmer: 11

Seminargebühr inkl. Einzelzimmer und Gruppen-Mietwagen, ohne Verpflegung, ohne Flug

590 Euro

Bei Buchung ist eine Anzahlung von 200 Euro zu leisten.

Website: www.inkas-institut.de

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Schriftsteller,

www.ruedigerheins.de

Telefon: +49 (0) 6721 - 921060 - eMail: info@inkas-id.de

Seminarablauf:

Dienstag, 6.11. und 13.11. sind An- und Abreisetage
Der Ablauf der Seminartage wird vor Ort abgesprochen.

Anmeldeschluß ist der 28. Februar 2012

Die biologisch bewirtschaftete **Finca El Chiratal** mit 6 Ferienwohnungen und 2 freistehenden Bungalows liegt im Südwesten der Insel Teneriffa zwischen Guía de Isora und Playa San Juan.

Die Ferienanlage von ca. 2.500 qm erstreckt sich über 3 Terrassen. Zwischen Palmen und Yuccas laden eine gemütliche Zone am Pool, eine Sonnenterrasse mit traumhaftem Ausblick, ein schattiger Pavillon und eine Selbstbedienungs-Bar zum Relaxen ein.

Die Wohnungen und Bungalows sind einfach, aber gemütlich eingerichtet. Bettwäsche, Handtücher etc. sind vorhanden.

Pro 4 Personen wird ein Mietwagen zur Verfügung gestellt, da die Finca völlig abseits des Massentourismus liegt. Pro Fahrzeug können 2 Fahrer eingetragen werden. Die Benzinkosten werden nach Verbrauch anteilig berechnet. Die Seminarteilnehmer verpflegen sich selbst (entweder gemeinsam kochen/grillen oder in umliegenden Restaurants essen gehen).

Die Unterbringung erfolgt in Einzelzimmern - die Appartements sind wie folgt aufgeteilt:

3 Appartements 1 Schlafzimmer

2 Appartements 2 Schlafzimmer

1 Appartement 3 Schlafzimmer

Bad und Küche werden jeweils gemeinsam genutzt.

Verlängerung ist möglich, allerdings muß dann ein eigenes Fahrzeug gemietet werden. Bei Fragen bezüglich der Unterkunft wenden Sie sich bitte an Saskia Pasión

email: saskia@finca-chiratal.de - Homepage Finca: www.finca-chiratal.de

Homepage Saskia: www.saskia-pasion.net

Interview

Nilufer Lescouet



©Joss Unac

eXperimenta: Sie sind in Deutschland aufgewachsen. Wie fühlt es sich an in Deutschland zu leben?

Nilufer Lescouet: *Ich bin in den letzten 6 Jahren in verschiedenen Ländern gewesen, ich habe für mich entdeckt, meine Heimat ist der Bodensee, ich fühle mich sehr wohl hier.*

eXperimenta: Sie sind also im Alter von fünfzehn Jahren nach Deutschland gekommen. Wie war denn Ihr Leben in der Türkei?

Nilufer Lescouet: *Ich komme aus Istanbul, ich bin europäisch aufgewachsen.*

eXperimenta: Was waren Ihre ersten Eindrücke von Deutschland?

Nilufer Lescouet: *Ich bin mit 12 Jahren das erste Mal in Deutschland gewesen. Wir haben Urlaub gemacht, ich war fasziniert, ich fand die Häuser märchenhaft, sehr gepflegt und niedlich, die Natur hat mir auch sehr gefallen. Ich erinnere mich, dass ich ständig zu meiner Mutter gesagt habe, es ist wie ein Märchenland.*

eXperimenta: Wie fühlt sich das Deutsch-Sein an und wie fühlt sich das Türkisch-Sein an?

Nilufer Lescouet: *Ich möchte nicht typisch Deutsch oder türkisch sein. Alle Kulturen haben Vor- und Nachteile. Ich nehme das Beste daraus und bastele meine Persönlichkeit und arbeite an meinen Werten.*

eXperimenta: Was ist an Ihnen deutsch und was türkisch?

Nilufer Lescouet: *Deutsch: Zuverlässigkeit, Disziplin*

Türkisch: ich liebe Besucher. Ich unterhalte mich gerne während des Essens und esse gerne türkisch.

eXperimenta: Was können wir Deutschen von der türkischen Kultur lernen?

Nilufer Lescouet: *Einfach den Moment zu genießen, und offen zu sein.*

eXperimenta: Gibt es Situationen, in denen Sie die deutsche Lebensart wütend macht?

Nilufer Lescouet: *Manche Personen haben so dicke Mauern um sich gebaut. Es ist schwierig zu kommunizieren, es ist anstrengend.*

eXperimenta: Sind Sie gläubige Muslima?

Nilufer Lescouet: *Ich glaube an Gott, aber praktiziere die Regeln nicht.*

eXperimenta: Was wünschen Sie sich im Zusammenleben von türkischen und deutschen Menschen?

Nilufer Lescouet: *Toleranz, Empathie, Neugierde*

eXperimenta: Wie sehen Sie die Zukunft der deutschen und türkischen Bevölkerung?

Nilufer Lescouet: *Ich denke, die kommende Generation wird sehr integriert sein.*

eXperimenta: Was können wir tun, damit wir in Deutschland mit unterschiedlichen Kulturen gut zusammenleben können?

Nilufer Lescouet: *Nicht von sich aus gehen! Manchmal sind die Werte in anderen Kulturen anders, zum Beispiel in der Türkei unterhalten sich die Menschen beim Essen. Es ist nicht unhöflich, aber in Deutschland....ja....*

Ich bin früher öfters unpünktlich gewesen. Ich bin von einer Freundin angesprochen worden. Ich fühle mich nicht wichtig und nicht respektiert e.t.c. Ich habe eigentlich nicht soweit gedacht, und ich habe auch nicht gedacht, dass es so ist! Weil, in der Türkei ist es nicht sehr wichtig, sehr pünktlich zu sein. Es war nicht böse gemeint, einfach weil ich die Werte nicht gelernt gehabt hatte.

eXperimenta: Wie stehen Sie zur Politik von Erdogan? Finden Sie es richtig, dass er versucht mit religiösen Argumenten Politik zu machen?

Nilufer Lescouet: *Ich denke Politik ist Politik, Religion ist Religion! Damit soll man nicht spielen.*

eXperimenta: Wie stehen Sie zur Rolle der Frau im Islam?

Nilufer Lescouet: *In vielen arabischen Ländern dürfen Frauen nicht mal Auto fahren oder arbeiten gehen. Ich frage mich, wo steht das bitte geschrieben.*

eXperimenta: Finden Sie die deutschen Frauen emanzipiert?

Nilufer Lescouet: *Nein, sie sind selbstbewusst und sie wissen, was sie möchten.*

eXperimenta: Fühlen sich türkische Frauen in Deutschland wohl?

Nilufer Lescouet: *Die türkischen Frauen, die integriert sind ja, die Sprachkenntnisse sind sehr wichtig.*

In der Türkei gibt es sehr unterschiedliche Lebensformen und Kulturen, die sich stark unterscheiden.

In den Großstädten wie Istanbul, Izmir, Ankara leben die Menschen europäisch. Leider ist das Leben in den Dörfern primitiv. Es gibt teilweise nicht mal Krankenhäuser und Schulen.

eXperimenta: Wie stellen Sie sich Ihre Zukunft in Deutschland vor?

Nilufer Lescouet: *Ich habe sehr viele Ziele vor mir! Ich möchte den Menschen, die aus verschiedenen Kulturen kommen, helfen, sich gegenseitig zu verstehen.*

Schließlich haben wir nur einen Gott, eine Welt. Wir sind alle Menschen, und das Leben ist zu kurz! Wir sollen das Leben einfach miteinander genießen und das Beste daraus machen.

Nilufer Lescouets Homepage: www.coach-line.eu

Und hier noch ein Video: <http://www.youtube.com/watch?v=xWIZKx36dik&feature=youtu.be>
(Zwangshochzeit in der Türkei?)

Das Gespräch mit Nilufer Lescouet führte Rüdiger Heins

Johanna van Ach



Vom „Zorn“ der Jugend

Ruhig ist es geworden in Deutschland. Nur vereinzelt flackern Zornfalten von jungen Menschen auf, um gleich wieder unter den Teppich gekehrt zu werden. Die deutsche Jugend scheint mit ihrem Schicksal zufrieden. Da gibt es junge Leute, die ihre Haut im Fernsehen zu Markte tragen, in der Hoffnung auf Ansehen und Reichtum, ohne dafür arbeiten zu müssen. Da gibt es Schriftsteller, die ihre Texte aus dem Internet per drag and drop zusammenstückeln und dann ob ihrer Innovationsfähigkeit hoch gelobt werden. Es gibt junge Leute, die von privaten Universitäten kommend, in Wirtschafts- und Finanzwelt mit Handkuss empfangen werden. Und es gibt die, die jeder von uns kennt, weil wir Tür an Tür mit ihnen wohnen. Ganz normale junge Menschen, die nach der Schule versuchen, Fuß zu fassen in der Arbeitswelt, sich einen Platz zu schaffen, an dem sie leben und arbeiten können. Die man gemeinhin als Normalos oder Martin Mustermann, 22 Jahre, Student oder Nelli Normal, 20 Jahre, ausgelernte Friseurin usw nennt, weil sie Gegenstand marktwissenschaftlicher Studien sind, um heraus zu finden, was sie tun, wie sie ticken und was man ihnen noch wie verkaufen kann. Der ganz normale Wahnsinn also.

Allerdings fällt in letzter Zeit auf, dass immer mehr dieser, von wirtschaftlichen Interessen hin und her gerissenen, Jugend mit Zorn auf jene reagieren die ihnen nur Gutes wollen. Sie schauen sich um und finden sich in einer Welt wieder, in der Betrug, Korruption und die tägliche Hatz nach mehr Geld die Sitten verdorben haben. Die Werte, die ihnen ihre Eltern vermittelten, gelten den Alten nun gar nichts mehr. Ob Geschäftsmann, Politiker, Handwerker, es wird gelogen und getrickst, was das Zeug hält. Das Staatsoberhaupt, das wegen seiner trickreichen Hausfinanzierung ins Gerede gekommen ist, wird damit seiner Verantwortung enthoben, weil der arme Mann von der Presse verfolgt, gar gemobbt wurde. Da spielen Tatsachen oder Rechtsvorschriften plötzlich keine Rolle mehr. Banken, die in großem Stil Anleger abgezockt haben, machen mit Steuergeldern genauso weiter wie vorher, weil man ja die Banken nicht zur Verantwortung ziehen kann, ohne gleich das ganze Finanzsystem dieses Landes zu zerstören – sagt wer?!!

Da kann es nicht verwundern, wenn junge Menschen sich mit angewiderten Gesichtern abwenden und sich um ihre eigenen Interessen kümmern. Die nun so gar nichts mit Revolution und großen gesellschaftlichen Umstürzen zu tun haben.

Mit Schrecken stellen die Eltern- und Großelterngeneration, geschult in Uniprotesten, Anti-

AKW-Demos, Anti-Raketenmärsche fest: die Jungen haben damit gar nichts am Hut. Wo ist der jugendliche Aufschrei gegen zu wenige Lehrstellen, wo wird von jungen Menschen gegen Atomkraft und Krieg in Afghanistan demonstriert?

Ich fürchte, wir Alten haben's versaut. Wir haben es nicht geschafft, die kleine Flamme der Auflehnung an die nächste Generation weiter zu geben. Denn wir sind diejenigen, die den Jungen vorleben, wie man zu was kommt, wie man hortet und rafft, über den Tisch zieht und in die Pfanne haut. Wir sind die, vor denen wir früher davon gelaufen wären und laut „kriminelles Gesindel“ geschrien hätten. Wir sind die, die nach dem Prinzip: „Der Klügere gibt nach“ leben. Das haben wir jetzt davon. Nichts ist mit der Veränderung der Gesellschaft durch die nachfolgende Generation. Die sehen zu, dass sie in dem Schlamassel, den wir ihnen eines Tages hinterlassen, einigermaßen leben können. Kein Wunder, wenn die Kinderzimmertüren zu donnern, wenn von Klimawandel, Strahlenbelastung oder finanziellem Desaster die Rede ist. Das hören die jungen Menschen, seit sie denken können, schließlich waren sie schon im Buggy bei jeder Demo anwesend.

„Und? Hat's was gebracht?“ diese Frage müssen wir uns schon gefallen lassen, wenn wir abends von einer Demo gegen die Banken nach Hause kommen. Nachdem die Leute, die wir jahrelang in die höchsten Ämter gewählt haben nach Staatsbankrott, wie in Griechenland, und schmelzenden Reaktoren, wie in Japan, immer noch so tun, als wäre nichts geschehen. Und munter weiter Steuergelder, die dann an Schulen, Universitäten, Krankenhäusern fehlen, für die Ausrüstung der Afghanistan-Truppe raushauen. Ach ja, Deutschland wird am Hindukusch verteidigt.

Das erzählen Sie mal Studenten, deren Prüfungen ausgesetzt werden müssen, weil kein Geld für die dringend notwendige Professorenstelle da ist, und die eigentlich schon längst besetzt sein sollte.

Oder versuchen Sie mal einem Schüler zu erklären, warum er seine Arbeiten selber schreiben soll, wenn die Herren X,Y und Z ihre schließlich auch abgeschrieben haben und damit immerhin noch Minister geworden sind. Hat doch kein Mensch gefragt, ob sie den Stoff auch gelernt haben, für den sie Examen und Dokortorenwürde eingesackt haben. Wer nichts wird, kann's ja mal in der Casting-Show oder als Politiker versuchen. Das ist die Botschaft, die wir seit Jahren der nachfolgenden Generation vermitteln.

Was würde passieren, wenn diese das alte Motto von Ton Steine Scherben wieder entdecken: „Macht kaputt, was Euch kaputt macht“?

Fritz Reutemann

kein erbarmen für dissidenten

wegen wirtschaftsverbrechen verhaftet
der bekannteste künstler chinas
ai weiwei
sein atelier haben sie dem erdboden gleich gemacht
er ist das symbol für phantasiereichen
widerstand gegen staatliche willkür
das olympia-stadion in peking
das vogelnest geht auf ai weiweis ideen zurück
er stellt immer wieder die
gesellschaftlichen zustände chinas an den pranger
& fordert meinungsfreiheit für alle
seine arbeit war immer sehr öffentlich
das hat die regierung nervös gemacht
sagt seine frau lu qing die angst um ihn hat
er sei nahe an die rote linie
chinesischen rechts gekommen
formuliert global times das sprachrohr der partei
ai weiwei sei deshalb ein außenseiter
& für außenseiter werden keine zugeständnisse gemacht
auch nicht wenn die ausländischen medien
die zustände in china noch so sehr kritisieren
da bleibt man beinhart
mit dissidenten kennt man in china kein erbarmen
da kann die welt sich empören wie sie will
chinas regierung fühlt sich mächtig & pervers genug
auf diese in ihrem auge provokativen angriffe
total paranoid zu reagieren

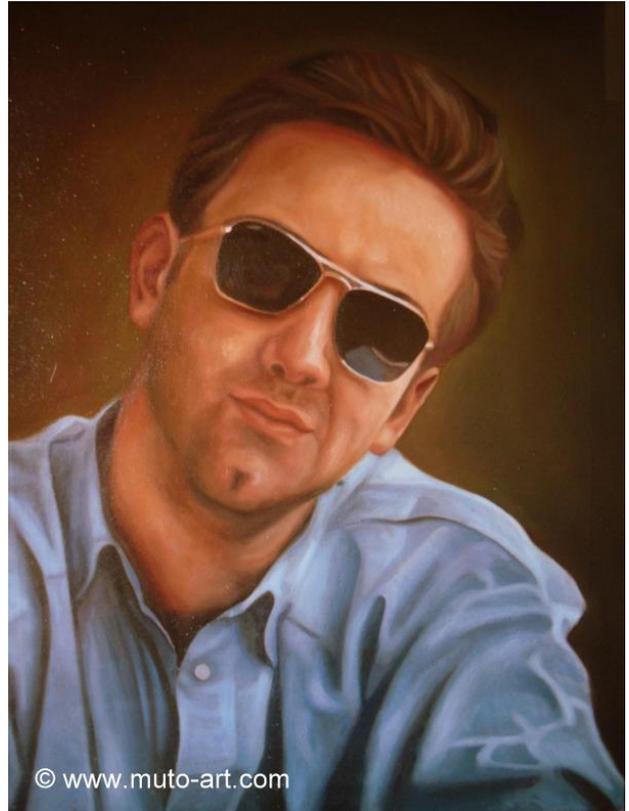
Fritz Reutemann

ein übler chinesischer witz

die haftentlassung des berühmten
künstlerdissidenten
ai weiwei auf kaution
ein übler chinescher witz
mit der auflage
über die 80 tage haft zu schweigen
das ist der maulkorb auf chinesisich
unter verschärftem hausarrest
er darf peking nicht verlassen
aber premier wen jiabao tafelt
mit 13 seiner minister samt anhang an angi merkels seite
sie bringt die menschenrechte in china zur sprache
& nimmt die freilassung ais erfreut zur kenntnis
ob die vielen anderen dissidenten
entlassen werden steht aber auf einem anderen blatt
merkel fordert die transparenz der verfahren
ob diese offenheit geschieht ist wirklich eine offene frage
die großen geschäfte mit china locken andererseits
die kanzlerin wohl sehr
& stehen im vordergrund
es dreht sich um schlappe 200 milliarden € bis 2015
ai weiwei haben sie zum schweigen gebracht
drangsaliert
soll er steuerhinterziehung zugegeben haben
es sollen 1,4 millionen € sein
80 tage, 15 kilo weniger
notierte ais freund der musiker zuxiao zuzhou im internet
kurz darauf wurde der wohl zu brisante eintrag
von der chinesichen zensur aus dem netz gekickt

vor lauter angst es könnte zu
nordafrikanischen zuständen kommen
dabei geht es um die freiheit des wortes - der bilder
die grundlegendsten menschenrechte überhaupt
die sich nicht auf dauer mit brachialer gewalt
auch nicht in china unterdrücken lassen
vor allem wenn zur selben zeit
der deutsche edelarchitekt meinhard von gerkan
im prestigebau des nationalmuseums
am platz des himmlischen friedens in peking
das er federführend mitgestaltet hat
mit außenminister westerwelle
die erste ausstellung betitelt mit
die kunst der aufklärung
zwei tage nach der verhaftung ai weiwei eröffnet
ist das mehr als bezeichnend für
>die kunst der aufklärung< in china
sowie die deutsche außenpolitik
die zur zeit westerwellisch-neoliberalistisch betrieben wird
man will die chinesischen finanzhaie doch
nicht mit der für sie unbedeutenden verhaftung
eines großen künstlers belästigen
wenn es um milliardengeschäfte geht
der friedensnobelpreisträger 2010 & menschenrechtler
liu xiaobo hat es auch zu spüren bekommen
zu elf jahren brutaler haft haben sie ihn verurteilt
sein leerer stuhl bei der nobelpreisverleihung ist das symbol für die freiheit
die machthaber chinas fürchten nichts mehr als die freiheit der worte
reagieren mit brutalster gewalt gegen alle die sich wehren
ai weiwei & liu xiaobo sind nur die spitze
des großen eisbergs der menschen im kampf um soziale demokratie
die menschenrechte sowie die freiheit der worte nicht nur in china

Die Galerie



Luigi Muto



Luigi Muto

Der Kunstmaler Luigi Muto wurde 1964 in Augsburg geboren.

In seinem Blut fließt das italienische Temperament seines Vaters aus Cutro in Kalabrien und die Sanftmut seiner deutschen Mutter.

Kunstunterricht nahm er bei dem bekannten Augsburger Maler Gernot Hausner und in Italien bei Maxmilian Ciccone.

Sein Kunststudium führte ihn nach Florenz, wo er bis heute lebt und arbeitet. Mutos Schwerpunkte sind, neben den freien Arbeiten, die Portraitmalerei. Ob Privatperson oder Unternehmen, bei Auftragsarbeiten setzt sich Luigi Muto mit dem individuellen Wunsch interpretierend auseinander.

Dabei stehen der visuelle Reiz und das erzählend informative Element für Muto und seine Auftraggeber im Mittelpunkt des Schaffens. Zahlreiche Privatpersonen zählen zu seinen Kunden.



Wettbewerbe und Stipendien

Einsendeschluss: 29. Februar 2012

tohuwabohu - jazz me, if you can!“

Literatur-Wettbewerb / Lyrik

Zusammen mit dem **Jandl-Festival „tohuwabohu - jazz me, if you can!“** schreibt das Literaturbüro NRW einen Literatur-Wettbewerb aus. Auf dem Festival werden viele der Künstler, die noch mit Jandl selbst gearbeitet haben, sowie andere Künstler und Ensembles ihre Vertonungen Jandlscher Texte und Gedichte spielen.

Kaum ein anderer zeitgenössischer Dichter hat Musiker so sehr inspiriert wie Ernst Jandl, und so ist es möglich, einem Dichter ein ganzes Musikfestival zu widmen. Bei dem dreitägigen Open-Air Fest vom 22. bis 24. Juni 2012 im Schloß Lüntenbeck kann man (fast) alles hören, was mit Jandl musikalisch möglich ist. Das Festival wird u.a. vom Landschaftsverband Rheinland und der Kunststiftung NRW gefördert.

Gesucht wird nach Autorinnen und Autoren, die sich mit ihrer Lyrik auf den Spuren Ernst Jandls befinden, bzw. aus dieser Spur zu einer eigenen Ausdrucksweise gekommen sind. Das einzureichende Werk sollte sich formal und/oder thematisch dem Themenkreis „Zeit“ widmen und als Fortschreibung der Poetik und Poesie Ernst Jandls erkennbar sein. Gedacht ist dabei im Sinne Jandls entweder an eine thematische Auseinandersetzung mit Zeit oder an eine strukturelle. Bei ersterem Zugang wird Zeit zum lyrischen Thema, beim zweiten, via Lyrik, zur erfahrbaren Dimension. Letzteres ist vor dem Hintergrund von Jandls Oeuvre in Form unterschiedlicher medialer Entgrenzungen (einschließlich intertextueller Verfahren) vorstellbar. Vorstellbar ist auch, beide Gestaltungsprinzipien zu kombinieren. Pro Person können maximal vier Texte eingereicht werden. Den Texten ist eine kurze Biobibliographie beizulegen.

Dotierung: Der 1.Preis ist mit 500 € dotiert, der 2. Preis mit 300€, der 3. Preis mit 200€.

Einsendungen an: Literaturbüro NRW

Stichwort Jandl

Bilker Straße 5

40213 Düsseldorf

Einsendeschluss: 15. März 2012

Krimi-Schreibwettbewerb: "Römer"

Zum sechsten Mal hat der Odenwaldkreis einen Krimi-Schreibwettbewerb ausgelobt, der einem besonderen Motto folgt und möglichst viele Talente herausfordern will – ob jung oder alt, ob elf oder 101 Jahre. Nach der „Spurensuche“ aus dem zurück liegenden Jahr heißt die nächste Auflage 2012 nun schlicht und einfach „**Römer**“.

Dotierung:

Der Hauptpreis für den bestbewerteten Beitrag beträgt 2.000 Euro, gespendet von der Sparkasse Odenwaldkreis. Als zweiter Preis ist ein Erlebniswochenende unter dem Motto „Auf den Spuren der Römer“ am Odenwald-Limes angekündigt, gestiftet vom Hotel „Talblick“ in Michelstadt-Vielbrunn. Ein „Römer-Gelage“ verspricht der dritte Preis, ausgelobt vom Odenwald-Gasthaus „Mümlingstube“ in Erbach samt Eintritt und Führung im Schloss Erbach mit seinem Römerzimmer. Bei der Preisverleihung im September gibt's zudem den von der Mossautaler Privatbrauerei Schmucker gesponserten Publikumspreis von 250 Euro zu gewinnen.

Weiteres:

<http://www.odenwaldkreis.de/index.php?funktion=presseartikel.php&selected=1&id=2704>

Einsendeschluß 15. März 2012

Shortcuts - Westfälischer Kurzhörspiel-Award

Wer Radio hört, stolpert über sie. Und wundert sich. Das Format ist eigenwillig, schräg, unberechenbar - und immer unterhaltsam. Die Rede ist von Kurzhörspielen. Sie setzen ebenso schillernde wie erhellende radiophone Akzente.

Die Spots dauern oft nicht länger als eine Minute und sind thematisch offen. Bei der Realisierung kommen alle tontechnischen Spielarten zum Einsatz.

"Shortcuts" möchte westfälische Autorinnen und Autoren auf solche literarischen Abenteuerspielplätze locken. Dies soll in Form eines Wettbewerbs geschehen. Die zehn besten Beiträge werden prämiert und tontechnisch professionell realisiert. Das Einsprechen der Texte erfolgt durch bekannte TheaterschauspielerInnen.

Die 10 Siegerbeiträge werden in Form einer öffentlichen Präsentation im Museum für Westfälische Literatur vorgestellt. Sie werden außerdem auf einer CD sowie im Internet veröffentlicht.

Umfang des eingereichten Textes: maximal 1 DIN-A4-Seite

Der Autor, die Autorin muss aus Westfalen stammen, in Westfalen leben oder es muss ein thematischer Bezug zu Westfalen vorliegen.

Es dürfen pro TeilnehmerIn maximal drei Beiträge eingereicht werden.

Der Wettbewerb ist offen für alle Themen, Genres und Formen.

Die eingesandten Texte dürfen noch nicht im Rahmen eines Hörspiels realisiert worden sein.

Der Autor/die Autorin behält die Rechte an seinem/ihrer Text. Die Veranstalter behalten sich jedoch vor, die Texte nach eigenen Vorstellungen in Hörspielform zu realisieren.

Dotierung: 1. Preis 1.000 Euro / 2. Preis 500 Euro / 3. Preis 300 Euro

Einsendung an: LWL-Literaturkommission für Westfalen
Erbdrostenhof
Salzstr. 38
48133 Münster

oder per E-Mail an: steffen.stadthaus@lwl.org

Einsendeschluss 31. März 2012.

Förderpreis Lionsclub Hamburg-Moorweide

Kurzgeschichten; Thema "Rollen-Spiele" (unveröffentlicht)

Der LC Lions Club Moorweide lobt zum sechsten Mal einen Leser-Förderpreis für Autoren aus, die bislang nicht oder kaum veröffentlicht haben. Der Text darf 11 Normseiten (30 Zeilen à 60 Anschläge) nicht überschreiten. Texte, die dieses Kriterium nicht erfüllen, werden nicht berücksichtigt. Wir bitten um Einsendung ausschließlich als Word Datei (Anhang zur E-mail) an die E-Mail-Adresse lc.moorweide@googlemail.com zusammen mit einer maximal vierzeiligen Vita – beides in einem Dokument.

Wir bitten die Autorinnen und Autoren außerdem, dafür Sorge zu tragen, die E-Mail-Adresse während des Laufs der Ausschreibung auch weiterhin zur Verfügung zu halten. Wenn die Entscheidung gefallen ist, werden alle teilnehmenden Autoren und Autorinnen unterrichtet. Im Hinblick auf die sehr zahlreichen Einsendungen haben mehrfache E-Mail-Adresswechsel in der Vergangenheit zu einem erheblichen Verwaltungsmehraufwand geführt.

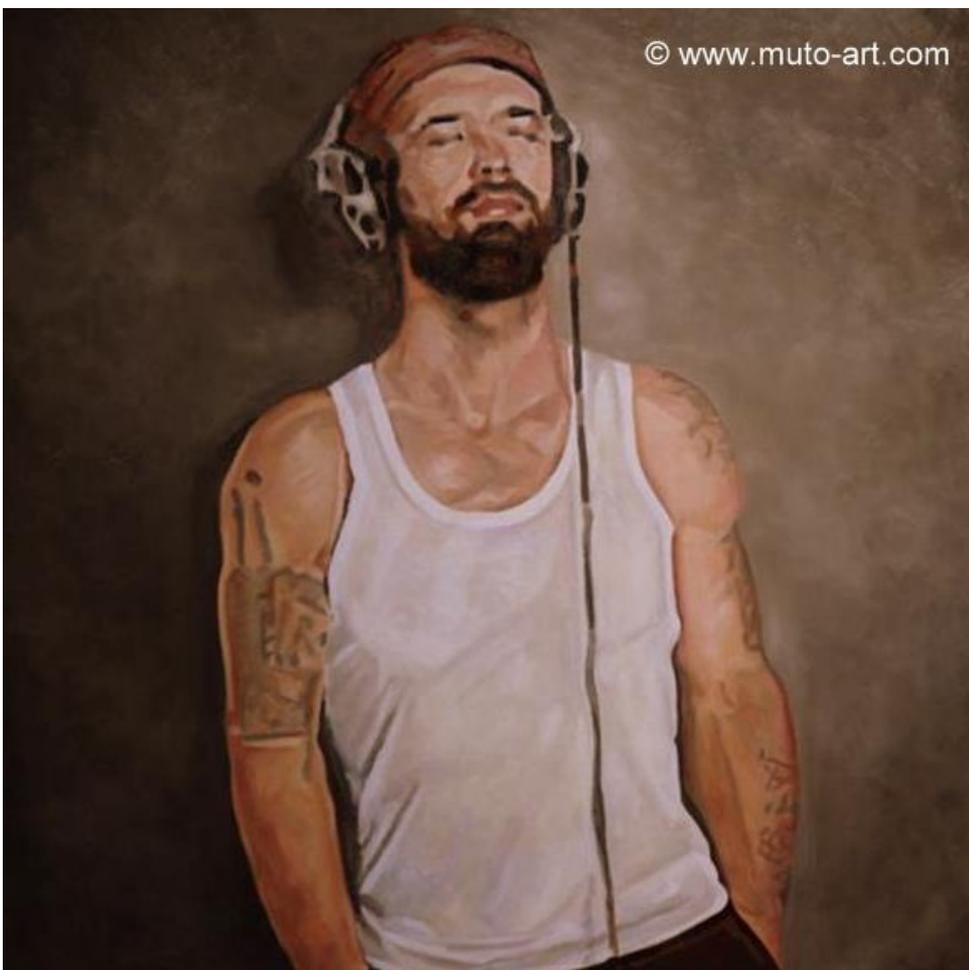
Und jetzt kommt eine "Warnung" an die Autoren und Autorinnen: Wir sind eine Jury aus beruflich sehr eingespannten Lesern und Leserinnen. Die vergangenen Ausschreibungen haben gezeigt, dass die Auswertung immer länger gedauert hat, als wir dies wollten. Wir lesen sorgfältig und besprechen das Gelesene in Gruppen und am Ende im Gesamtplenium. Beim letzten Mal - fast 500 Eingänge - hat der Entscheidungsprozess sich über fast ein Jahr

hingezogen. Wir bitten also um Geduld und auch darum, von Rückfragen abzusehen. Wir können und werden sie nicht beantworten.

Unter den Einsendern werden möglicherweise weitere Beiträge für eine Anthologie ausgewählt. Jedenfalls haben wir bei den fünf früheren Ausschreibungen mit ausgewählten Texten jeweils ein Buch veröffentlicht. Mit der Einsendung erklären sich die Teilnehmer mit einer Veröffentlichung einverstanden. Die Rechte verbleiben selbstverständlich bei den Autorinnen und Autoren. Ein Honorar für die Veröffentlichung können wir nicht zahlen, aber jeder Autor/jede Autorin erhält ein Belegexemplar.

Dotierung:

Der Preis besteht aus 1.500 Euro und kann unter mehreren Preisträgern aufgeteilt werden, sowie Sachleistungen (Reise nach Hamburg zu einer Lesung, Übernachtung/Aufenthalt in Hamburg).



Luigi Muto

Carlo Bordini

MA NOI MANGIAMO CARNE

Ottobre. In questo periodo, dopo la manifestazione del 15 di Roma, è in corso una polemica tra i sostenitori delle manifestazioni pacifiche, e una minoranza che sostiene e applica la violenza. Io penso che entrambi abbiano ragione, se non altro nel sostenere che i metodi degli altri sono inadeguati. I sostenitori delle manifestazioni pacifiche ritengono che rompere le vetrine delle banche, incendiare cassonetti, bruciare i blindati della polizia, e (ancora peggio) dar fuoco alle auto di semplici cittadini, non serve. E hanno ragione. I sostenitori della violenza ritengono che fare ogni tanto una grande manifestazione sperando che venga un governo migliore, non serve. E hanno ragione anche loro.

Il fatto è che i giochi si svolgono altrove. Berlusconi sta per cadere, lo dicono e lo sanno tutti, ma tutti si preparano a un compromesso per formare un governo che sia in sostanza non molto diverso da quello che c'è adesso. E la situazione europea non è molto meglio di quella italiana.

Dopo le violenze del 15, settori dell'opposizione e del governo, unanimemente, hanno proposto il ritorno della legge Reale, che fu promulgata negli anni '70. La legge Reale

Carlo Bordini è nato a Roma nel 1938. Vive a Roma. Ha militato per diversi anni in un movimento trotskista. Ha insegnato storia moderna nella facoltà di lettere dell'università di Roma "La Sapienza", specializzandosi, tra l'altro, nella storia della famiglia e dell'amore.

Ha pubblicato diversi libri di poesie. Recentemente tutte le sue poesie sono state raccolte nel volume Carlo Bordini, I costruttori di vulcani - Tutte le poesie 1975-2010, Sossella, 2010.

Ha pubblicato, come narratore:

Pezzi di ricambio, Empirìa 2003.

Manuale di autodistruzione, Fazi, 1998 – 2004

I diritti inumani ed altre storie, La camera verde, 2009

Gustavo – una malattia mentale (romanzo), Avagliano 2006.

Ha pubblicato inoltre: Non è un gioco – Appunti di viaggio sulla poesia in America Latina, Sossella, 2009

Ha curato, con altri:

Dal fondo - la poesia dei marginali, Savelli, 1978 (ristampato da Avagliano, 2007);

Renault 4 – Scrittori a Roma prima della morte di Moro, Avagliano 2007.

Ha partecipato a numerosi festival internazionali di poesia in vari paesi del mondo.

Le sue poesie sono state tradotte in varie lingue.

autorizzava l'uso delle armi da parte della polizia anche nei casi di ordine pubblico (leggi: manifestazioni). Autorizzava le perquisizioni anche senza il permesso dell'autorità giudiziaria. E gli arresti anche al di fuori della flagranza. Si calcola che la legge Reale abbia provocato 625 vittime. Le Brigate Rosse hanno ucciso 86 persone.

Io personalmente non credo che sia giusto demonizzare coloro che applicano la violenza. Ci saranno tra loro infiltrati della polizia, ma questo è normale. Non mi scandalizzo nemmeno perché lì ci sono persone di destra, o gente che vuole soltanto picchiare, gente che va allo stadio. E' gente esasperata, lo ero anch'io, da giovane. Piuttosto il paragone con la fluidità, con l'intelligenza, con l'ubiquità degli Occupy Wall Street fa apparire rozzi questi settori che teorizzano la violenza, e allo stesso modo i neo-anarchici che stanno ricominciando a fare attentati.

Spesso penso a un'opera di Brecht: La resistibile ascesa di Arturo Ui. Hitler poteva essere fermato. E non lo fu. Anche Mussolini poteva essere fermato. Anche Berlusconi, in Italia, poteva essere fermato. In questi anni Berlusconi è stato per cadere diverse volte, ed è sempre stato salvato, in varie occasioni, da un ex comunista.

Novembre. Berlusconi è caduto. Il giorno delle sue dimissioni, sotto il Quirinale, erano presenti l'orchestra e il coro del movimento Resistenza Musicale Permanente (uno dei tanti movimenti antiberlusconiani) che ha cantato l'Alleluia di Händel. Successivamente Monti è stato accolto col consenso quasi generale della popolazione.

La cosa interessante era che nessuno sapeva (tranne gli addetti ai lavori, e neanche loro tanto precisamente) qual'era il programma di Monti. Lui era il salvatore. L'accoglienza che gli è stata fatta mi ha fatto pensare all'accoglienza che fece Roma a Hitler nel 1938. Un mio amico, che sta scrivendo un romanzo e si sta documentando, mi ha detto che il popolo romano, che a quell'epoca era piuttosto povero, accolse Hitler come un Messia, con un entusiasmo delirante. Non voglio paragonare Monti a Hitler, ma solo mettere in rilievo il grado di fideismo, la proiezione che si fa su una persona in un momento di difficoltà. Mariano Rajoy ha vinto le elezioni in Spagna senza che si conoscesse il suo programma, perché lui aveva fatto una campagna elettorale generica, dicendo solo che con lui la Spagna sarebbe uscita dalla crisi. Di Pietro interrogò Monti, prima della sua elezione in parlamento, chiedendogli quale fosse il suo programma. Poi scrisse in un'intervista: io gli facevo delle domande e lui sorrideva. E non rispondeva.

Dicembre. Il programma di Monti è quello dell'Europa, è quello che il FMI ha proposto a tutto il mondo in questi ultimi anni e che non ha ottenuto nessun risultato tranne quello di far

arricchire qualcuno e di far impoverire tutti gli altri. Il consenso di Monti sta calando rapidamente. Sono ricominciate le manifestazioni e gli scioperi. I sindacati si sono nuovamente uniti. Molti economisti della sua stessa area lo hanno criticato. Non si tratta in modo particolare degli indignati, che in Italia non hanno dato per il momento un movimento costante e giornaliero come negli Stati Uniti e in Spagna, ma di una miriade di manifestazioni, picchetti, occupazioni in cui sono molto presenti i lavoratori e sono molto presenti anche le donne. Quello che gira nelle teste di molta gente e che appare ogni tanto su Internet o sui giornali è il fantasma dell'Argentina, che è riuscita a liberarsi, con una grande mobilitazione, al diktat del FMI che l'aveva messa sul lastrico, e ora si sta riprendendo. Più che un fantasma una suggestione. C'è una profonda disillusione e un clima di grande esasperazione.

Quello che colpisce è che la situazione politica, in Italia e altrove, esprime una serie di paradossi, in cui tutti gli schemi precedenti vengono ribaltati, distrutti. La destra ruba le parole alla sinistra. Comincia a usare termini usati dalla sinistra, come ad esempio macelleria sociale. Norma Rangeri, sul "Manifesto", parla di "maionese impazzita", di "inversione di ruoli". Gente che ha giocato a palla con la democrazia, che ha fatto leggi elettorali catastrofiche, false, che ha imbonito i cittadini con promesse false e monopoli televisivi, oggi protesta e grida al golpe bianco. Personaggi squallidi e voltagabbana del governo precedente accusano il governo Monti di essere il governo delle banche. A Bologna Merola, sindaco della sinistra, ha fatto sgomberare immediatamente il cinema Arcobaleno occupato dagli indignados, mentre a Roma il sindaco neofascista Alemanno non ha avuto il coraggio di far sgomberare il teatro Valle, anch'esso occupato da tempo. Il paradosso dei paradossi è che ovunque si pretende di emendare i guasti del liberismo con misure liberiste. A livello internazionale si potrebbe porre come paradosso il fatto che il paese più pericoloso per l'Europa è la Germania, e non la Grecia. In Egitto le tifoserie delle due principali squadre di calcio del Cairo si sono unite per difendere la popolazione dagli attacchi dell'esercito durante le manifestazioni. Queste tifoserie hanno una lunga tradizione di scontri con la polizia. Il paradosso è che fino ad ora le tifoserie erano considerate qualcosa che esulava dal campo della democrazia, espressioni di estremismo di destra e di sinistra, mentre ora, "paradossalmente", fanno parte in Egitto di un processo che chiede la democrazia.

Tutti questi paradossi dimostrano che i vecchi schemi non reggono, e gli indignados, gli Occupy Wall Street, fanno parte di questa rottura degli schemi. Non sono uno dei tanti movimenti di protesta. Ci sono almeno due elementi che li contraddistinguono: il primo è la ribellione a ciò che il mondo sta diventando. Il secondo è la sfiducia nelle istituzioni che reggono la cosa pubblica, ed anche nei movimenti e partiti che si dichiarano all'opposizione.

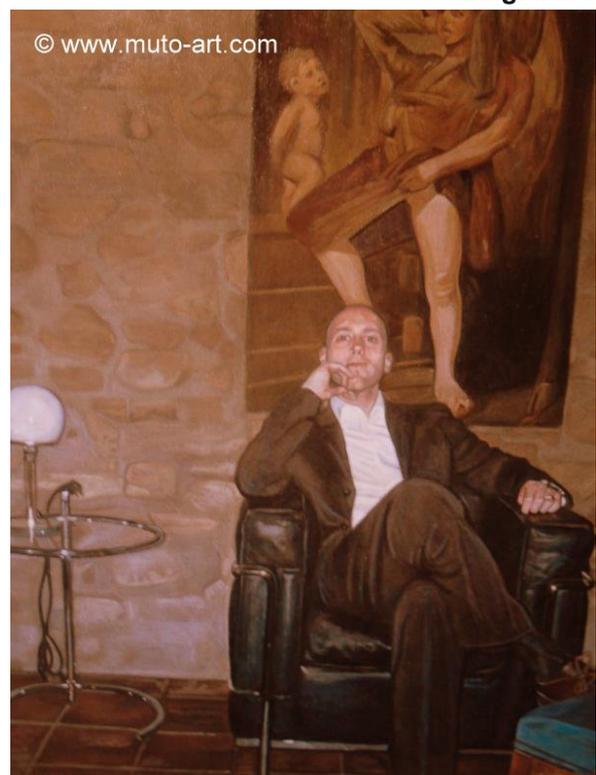
La ricerca di qualcosa di nuovo, quindi, di una partecipazione nuova, di una partecipazione reale, basata, soprattutto, sul rifiuto della delega; anche perché a differenza del passato non ci sono più punti di riferimento. La sensazione niente affatto errata è che le classi dirigenti e le classi privilegiate siano un blocco unico, con differenze tra loro non sostanziali e molto piccole.

Se l'economia è globalizzata, anche i movimenti di protesta si stanno globalizzando. Dopo anni di stagnazione, ho la sensazione che sia già nata una nuova fase storica di eventi rivoluzionari. Credo che vadano considerati come un toto non solo i movimenti degli indignati propriamente detti o degli Occupy Wall Street, ma anche tutte le lotte di popolo nei paesi arabi, le manifestazioni in Russia, e tutto ciò che si sta muovendo nel mondo. Questa nuova fase, ancora acefala, ha potenzialmente una forza immensa. Non possiamo prevedere come, cosa ne uscirà; ma una cosa è certa: questi movimenti hanno carattere di urgenza. Siamo sull'orlo di un baratro: alla base di queste manifestazioni non c'è solo il fatto che i giovani non hanno lavoro e non hanno futuro; al fondo c'è l'idea che il mondo sta morendo, o, per essere più precisi, che il genere umano ha iniziato la sua autodistruzione.

I problemi dell'epoca che viviamo hanno origine dalla caduta del socialismo reale. Dal fallimento dei regimi del socialismo reale. Nessun rimpianto per quei regimi burocratici ed oppressivi; ma la fine di un movimento antagonista, di un'oppressione antagonista, ha dato campo libero senza ostacoli alle forze del capitalismo, che, attraverso la cosiddetta globalizzazione, ha reintrodotto nel mondo la schiavitù, ha penalizzato i giovani, ha reso miserabili i popoli, ha dato un potere enorme alla finanza creando appunto quel divario tra l'1 e il 99 per cento di cui giustamente parlano gli Occupy Wall Street. Marx, tra l'altro, aveva previsto tutto questo.

In Italia, secondo un recente sondaggio, l'80% della popolazione non ha fiducia nel mondo della politica. Negli Stati Uniti il 49% dei giovani ha una visione positiva del socialismo. Ma c'è qualcosa (forse la mia età) che mi rende pessimista. È dal fallimento del socialismo reale, credo, che

Luigi Muto



bisogna partire. Questo fallimento rappresenta un peccato originale che pesa come un macigno sulla testa di questi movimenti. In fondo, tutti i ragionamenti che dicono: noi siamo il 99%, voi siete l'1%, o, come ha detto recentemente un sindacalista italiano, noi siamo quelli che remiamo, voi siete i passeggeri, dovrebbero portare a una conclusione logica: l'abolizione della proprietà privata. Perché non è facile arrivare a questa conclusione? Proprio per il peccato originale del fallimento del socialismo reale (del suo fallimento, non della sua sconfitta, da cui ci si può riprendere). Lo stalinismo ha fatto più danni e più vittime del nazismo. Anche perché ha impedito a un movimento rivoluzionario di espandersi. Né l'esempio della Cina aiuta ad essere ottimisti... Né quello di Cuba, purtroppo. Né quello dei vari regimi socialisti che hanno vissuto esperienze effimere in Africa e altrove. In fondo, la forza assunta dai movimenti politici di estrazione mussulmana deriva dal fatto che questi movimenti sono nati sulle macerie di regimi socialisti fallimentari, e che il solidarismo precapitalista, di tipo feudale, che li caratterizza, finanziato, tra l'altro, dai proventi del petrolio, è apparso come un baluardo molto più efficace alla dominazione del capitalismo globale.

Forse qualcosa che sta succedendo in America latina può essere portato come esempio di una mediazione positiva e interessante. Forse. Io sono rimasto molto colpito in ogni caso dall'importanza che viene data alla cultura e alla poesia in certi paesi latinoamericani. Mi ha dato l'impressione di una società ancora capace di investire in sogni, in speranze, in obiettivi futuri, anche in quel che di utopico che poi può portare a realizzazioni, mentre noi europei siamo rimasti rannicchiati nel tentativo di non perdere i vecchi privilegi che, in ogni caso, stiamo perdendo. La crisi economica del sistema USA-Europa è sistemica, non ha soluzione, e, per quel che riguarda l'Europa, non esistono paesi virtuosi e paesi non virtuosi; la crisi è partita dai paesi più deboli e non risparmia i paesi più forti, ha già attaccato la Francia e la Germania; e uno dei paradossi che vive la situazione attuale è appunto quello per cui oggi, per la tenuta dell'Euro, la Germania, con la politica della Merkel, è più pericolosa della Grecia.

Certo, la rottura di tutti gli schemi può portare a situazioni teorizzazioni o contingenze imprevedibili. Ma io personalmente sono pessimista. Sono pessimista perché il fallimento di tutti i movimenti basati sullo storicismo mi ha portato a riconsiderare determinate categorie che possono essere raggruppate sotto il termine obsoleto di "natura umana". E lo studio della storia, tra l'altro, e in particolare il fallimento dell'esperienza sovietica e di tutte le sue diramazioni, mi ha confermato quello che oggi abbiamo sotto gli occhi: che c'è nell'essere umano un difetto di fabbricazione. L'unico nome che riesco a trovare a questo difetto di fabbricazione è un termine greco: Hybris, che in italiano viene comunemente tradotto con il termine "superbia". Da una frettolosa ricerca effettuata su internet ho appreso che Hybris è "la dismisura, la superbia e il superamento del limite. In Omero la parola si riferiva soprattutto alla

disobbedienza e alla ribellione contro il principe; nelle epoche successive passò invece a indicare la sfida dell'uomo nei confronti degli dei". " ὕβρις è un termine tecnico della tragedia greca e della letteratura greca, che compare nella Poetica di Aristotele... Significa letteralmente "tracotanza", "eccesso", "superbia", "orgoglio" o "prevaricazione". Ai nostri occhi moderni potrebbe significare la rottura di un ordine classico proprio della civiltà greca.

Hybris esprime bene quello che ho in mente, e il fatto che secondo i Greci porti alla tragedia si attaglia bene alla situazione che stiamo vivendo, che è chiaramente quella di una lenta tragedia. Se si crede alla hybris che c'è nell'uomo di disvela l'ingenuità che è nel pensiero di Marx e forse più in quello dei marxisti: e cioè che una società razionale è possibile quando le forze produttive sono tali da poter assicurare la soddisfazione dei bisogni di tutti. "Quando ci saranno beni a disposizione per tutti, come oggi è possibile, non ci sarà bisogno di rubare, di prevaricare, faranno tutto le macchine, si potrà avere una società razionale e senza conflitti" (questa non è una citazione, è un sunto di quella che è stata un'opinione corrente). In nome di questa credenza si è combattuto per il socialismo e lo si è creduto scientifico, ma a quanto pare la storia non ha confermato questa teoria. Trotsky giustificò la nascita della burocrazia in URSS con l'isolamento e l'arretratezza dell'Unione Sovietica, ma alla luce di quanto è successo dopo (e anche alla luce di quanto è successo prima, se diamo un'occhiata alla storia) c'è qualcosa di più. In parole povere, non esiste limite all'avidità e alla distruttività umana. E' una pulsione inarrestabile, incontrollabile, irrazionale.

Il termine "vita", vita organica, secondo una vecchia analisi letta in gioventù, significa che la vita è ciò che nasce, si riproduce e muore, e non può continuare a vivere se non distrugge altra vita. Cioè, se non "mangia". Gli esseri umani mangiano, come tutti gli altri animali; ma non si limitano a questo. L'avidità umana, a differenza di quella degli animali, è inarrestabile. E questo difetto di fabbricazione ci sta portando all'autodistruzione e che rischia di farci durare meno dei dinosauri. Forse, anzi sicuramente, è proprio la capacità creativa dell'essere umano lo strumento, il volano di questa distruttività insaziabile, la base che permette a questa avidità di soddisfarsi; ma sembra che non ci sia limite a questo. E in questo periodo sono superati tutti i limiti.

Il potere si riproduce ovunque, in qualunque circostanza, in qualunque forma di assembramento o di relazione umana. Forse (lo dice qualcuno) anche all'interno degli attuali movimenti. C'è chi dice che all'interno dei movimenti già emergono nuovi leader che si sbracciano per ottenere visibilità: potrebbe essere vero o comunque verosimile.

Tutte le rivoluzioni hanno avuto il loro bonapartismo. Questo è particolarmente chiaro oggi, dopo che le enormi forze e sforzi e tensioni della parte migliore dell'umanità hanno portato a risultati osceni e terrificanti. Tutte le rivoluzioni si sono concluse in grandi assestamenti storici

che hanno portato alla creazione di nuove gerarchie di potere e di nuovi strumenti di potere. A cominciare dalla rivoluzione cristiana. La rivoluzione inglese, nata in nome di ideali quanto mai nobili, ha portato all'intervento dell'Inghilterra nella tratta degli schiavi, all'oppressione dell'Irlanda, ha segnato l'inizio dell'intervento inglese in India, e ha posto le basi dell'espansione del colonialismo inglese del Diciannovesimo secolo. La rivoluzione francese è sfociata in pochi anni nell'Impero napoleonico. E via scorrendo...

Chi è potente vuole essere potentissimo. Chi è ricco vuole essere ricchissimo. Il dominio incontrollato e senza ostacoli del capitalismo finanziario sta portando il mondo all'autodistruzione. Il fallimento dei vari convegni sul clima è l'espressione più chiara di come questa violenza irrazionale non sia capace di porsi dei limiti. I No Global di Seattle, gli Indignados, gli Occupy Wall Street, tutti quelli che stanno cercando di lottare per la loro e altrui sopravvivenza scardinando i vecchi schemi, partendo da zero, cercando di creare nuove forme che non tengano in considerazione i vecchi movimenti "progressisti" di tutte le forme, sono i santi di oggi. Ma io credo che il genere umano può essere salvato solo da una nuova religione. Perché noi mangiamo carne.

Forse, nel panorama delle rivoluzioni che si sono rivelate nuove strutture di potere, le uniche rivoluzioni che sono riuscite sono le rivoluzioni culturali. Per questo, io laico, ateo o sicuramente non credente, penso che solo una nuova religione, una religione senza Dio, che

Luigi Muto



ormai è morto, una rivoluzione culturale laica travestita da religione, potrebbe salvare l'umanità. Ammesso che ciò sia possibile. E ammesso che ne valga la pena. Perché è solo a livello irrazionale che si potrebbe agire. In teoria, coi mezzi tecnici che ci sono, i problemi del mondo potrebbero essere risolti in una settimana. Io ti dono questo, tu mi doni questo. Io rinuncio a questo, tu rinuncia a questo. In Abruzzo, quando i guardiacaccia sono costretti a uccidere un orso, perché dà fastidio, penetra nelle case, è pericoloso, gli mettono in bocca un po' d'erba. Gli danno da mangiare. Gli chiedono scusa per averlo ucciso. Io ti uccido per non essere ucciso, perché devo mangiare, ma ti chiedo scusa. Gli esseri umani non chiedono

scusa alla natura. Quello che è scomparso è il senso del sacro. Mettere un po' d'erba nella bocca di un orso è avere compassione, provare dolore per averlo ucciso. Sentire che in fondo la propria sopravvivenza è una colpa. La hybris è esattamente il contrario di tutto questo.

L'idea della religione come nuova socialità, sostitutiva dell'idea del socialismo, è un ritorno al Medio Evo, in cui la sacralità del re fu la base per la formazione delle monarchie nazionali. Non è un bel vedere, ma è meglio della guerra atomica... e queste idee sono assolutamente inattuali. E per essere ancora più inattuale vorrei proporre il ritorno al sentimento di colpa. Sentire come una colpa non la trasgressione al dovere della castità, o dell'obbedienza all'autorità costituita, ma all'idea di rispetto. Rispetto per gli orsi, naturalmente.



Luigi Muto

IMPRESSUM

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst
www.eXperimenta.de

Herausgegeben vom INKAS - Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.
eMail: redaktion@eXperimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Chefredaktion: Sabine Aha (Schlussredaktion), Gabi Kremeskötter und Joachim Mols www.mols-text.de

Redaktionsanschrift:
Rheinland-Pfalz eXperimenta Dr. Sieglitz Str. 49 55411 Bingen
Baden Württemberg: eXperimenta Merzhauserstr. 10 79100 Freiburg

Redaktion: Martina Berg, Angelika Knipfer (Preise und Stipendien, arte tv),
Emmanuel Losch (Leser(innen)briefe)

Layout und Herstellung: Saskia Pasi3n www.saskia-pasion.net
Künstlerische Beratung : Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de

Auflage: 15.857

Einsendungen: Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.
ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2012-026

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Gemälde und Illustrationen : Martina Köhler und Luigi Muto

Fotos: Ahmed Toni, Joss Unac

Titelbild nach einer Vorlage von Ahmed Toni